# Memoiren eines Arztes.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Zehnter Theil.

Augsburg, 1848.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

## Zweiundneunzigstes Kapitel.

### Herr von Richelieu würdiget Nicole.

Herr von Richelieu begab sich geraden Weges in das kleine Hôtel des Herrn von Taverney, in der Straße Coq-Héron.

In Folge des Privilegiums, das wir mit dem hinkenden Teufel theilen, und mittelst dessen es uns leicht wird, in jedes geschlossene Haus zu dringen, wissen wir früher als Herr von Richelieu, daß der Baron, vor seinem Kamine, die Füße auf ungeheuern Feuerböcken, unter denen ein Brandtrumm verglomm, Nicole herunterkanzelte, indem er sie bisweilen bei dem Kinne faßte, ungeachtet der kleinen widerstrebenden und verschmähenden Gesichtsverziehungen des jungen Mädchens. Ob Nicole sich zur Liebkosung ohne die Strafpredigt bequemt, oder die Strafpredigt der Liebkosung vorgezogen hätte, wagen wir nicht zu behaupten. Das Gespräch des Gebieters mit der Magd drehte sich um einen wichtigen Punkt, nämlich daß Nicole in gewissen Abendstunden auf den Klingelton niemals pünktlich erscheine, daß sie im Garten oder im Gewächshause immer etwas zu thun habe, und daß sie überall, außer in diesen zwei Orten, ihren Dienst schlecht verrichte. Darauf entgegnete Nicole, indem sie mit einer ganz charmanten und ganz

wollüstigen Anmuth sich hin- und herkehrte: „Desto schlimmer! ... ich langweile mich hier; man hatte mir versprochen, daß ich mit dem Fräulein nach Trianon gehen würde!“

Bei diesen Worten hatte Herr von Taverney geglaubt, ihr die Wangen und das Kinn liebreich streicheln zu müssen, ohne Zweifel um sie zu zerstreuen. Nicole beklagte, ihre Aeußerung fortsetzend, und gegen jeden Trost taub, ihr unglückliches Schicksal.

„Es ist wahr!“ seufzte sie, „ich bin zwischen vier garstigen Wänden; ich habe keine Gesellschaft, fast keine Luft, während mir die Aussicht auf eine Unterhaltung und auf eine Zukunft winkte.“

„Wie so?“ fragte der Baron.

„In Trianon!“ antwortete Nicole; „in Trianon hätte ich Leute und Luxus gesehen, hätte angeschaut und wäre angeschaut worden.“

„O! O! kleine Nicole!“ sagte der Baron.

„Ei, mein Herr, ich bin eine Frauensperson, und so viel werth, als eine Andere.“

„Cordieu, das heiß' ich sprechen!“ murmelte der Baron. „Das lebt, das rührt sich. O! wenn ich jung und reich wäre!“

Und er konnte sich nicht enthalten, einen Blick der Bewunderung und des Gelüstens auf so viel Jugend, Frische und Schönheit zu werfen. Nicole sann nach, und wurde bisweilen ungeduldig.

„Nun, gehen Sie zu Bette, mein Herr,“ sagte sie, „damit ich mich auch zur Ruhe begeben kann.“

„Noch ein Wort, Nicole.“

Plötzlich tönte die Straßenschelle; Taverney fuhr zusammen, und Nicole sprang auf.

„Wer kann um halb zwölf Uhr Nachts kommen?" fragte der Baron; „sieh' nach, meine Kleine."

Nicole entfernte sich, um zu öffnen, fragte nach dem Namen des Besuchers, und ließ die Hausthüre angelehnt.

Durch diese glückliche Oeffnung entschlüpfte ein so eben aus dem Hofe gekommener Schatten, nicht ohne ein Geräusch zu machen, das so laut war, daß der Marschall sich umkehrte, und die Flucht sah. Nicole ging vor ihm her, den Leuchter in der Hand, mit freudiger Miene.

„Ei, ei, ei!" sagte der Marschall lächelnd, indem er ihr in den Salon folgte, „dieser alte Spitzbube Taverney hat nur von seiner Tochter mit mir gesprochen."

Der Herzog gehörte zu jenen Leuten, die nicht zweimal zu schauen brauchen, um gesehen, und zwar vollständig gesehen zu haben. Der Schatten, welcher entfloh, erinnerte ihn an Nicole, an Nicole mit dem Schatten. Er errieth in dem hübschen Gesichte derselben, weßhalb der Schatten gekommen war, und alsogleich, sobald er das so maliziöse Auge, die so weißen Zähne, und die so schlanke Taille der Zofe gesehen hatte, brauchte er hinsichtlich ihres Charakters und ihrer Neigungen nichts mehr zu erfahren.

Nicht ohne Herzklopfen meldete Nicole bei dem Eingange in den Salon: „Der Herzog von Richelieu!"

Dieser Name war bestimmt, an diesem Abende Sensation zu machen. Er brachte eine solche Wirkung auf den Baron hervor, daß dieser von seinem Lehnstuhle auf=

stand, und gerade zur Thüre ging, ohne seinem Ohre glauben zu können. Doch bevor er an die Thüre gekommen war, erblickte er Herrn von Richelieu im Halbschatten des Corridors.

„Der Herzog!..." stammelte er.

„Ja doch, lieber Freund, der Herzog selbst...," versetzte Richelieu mit seiner liebenswürdigsten Stimme. „O! Sie erstaunen darüber, nach dem neulichen Besuche. Wohlan, dennoch ist nichts wahrer. Jetzt die Hand, wenn es Dir beliebt."

„Herr Herzog, Sie überhäufen mich mit Güte."

„Du hast keinen Geist mehr, mein Lieber," sagte der alte Marschall, indem er Nicole seinen Stock und seinen Hut gab, um sich bequemer auf einen Lehnstuhl zu setzen; „Du wirst dumm, Du faselst...; Du kennest Deine Leute nicht mehr, wie es scheint."

„Dennoch, Herzog, dünkt es mir," erwiederte Taverney sehr bewegt, „daß Deine neuliche Aufnahme so bedeutungsvoll war, daß man sich hiewegen nicht täuschen konnte."

„Höre, mein alter Freund," entgegnete Richelieu, „neulich hast Du Dich wie ein Schulknabe benommen, und ich wie ein Schulfuchs; zwischen uns befand sich nur die Zuchtruthe. Du willst sprechen; ich will Dir diese Mühe ersparen; Du wärest in dem Falle, eine Albernheit zu sagen, und ich... Dir eine andere zu erwiedern. Springen wir also von jenem Tage auf den heutigen über. — Weißt Du, was mich diesen Abend zu Dir führt?"

„Nein, gewiß nicht."

„Ich bringe Dir die Compagnie mit, um die Du mich vorgestern ersuchtest, und die der König Deinem Sohne gegeben hat. Was Teufels auch, begreife doch die Verschiedenheit der Verhältnisse; vorgestern war ich Quasi-Minister; etwas verlangen war unbillig; heute, nachdem ich das Portefeuille ablehnte, und wieder der einfache Richelieu von ehedem bin, wäre es abgeschmackt, wenn ich nicht verlangen würde. Ich habe verlangt, ich habe erhalten, ich bringe mit."

„Herzog, ist's wirklich wahr, und . . . diese Güte von Deiner Seite? . . ."

„Ist eine natüliche Wirkung meiner Freundespflicht... Der Minister versagte, Richelieu sucht darum an, und giebt."

„Ah! Herzog, Du entzückest mich, Du bist also ein wirklicher Freund?"

„Pardieu!"

„Aber der König, der mir eine solche Gunst erweiset..."

„Der König weiß nicht einmal, was er thut, oder ich täusche mich vielleicht, und er weiß es vortrefflich."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Seine Majestät ohne Zweifel in diesem Momente irgend einen Grund haben, der Madame Dubarry zu mißfallen, und daß Du wohl weit mehr diesem Grunde, als meinem Einflusse die Gunst verdankest, die er Dir gewährt."

„Glaubst Du?"

„Ich weiß es gewiß, ich helfe dabei. Du weißt, daß ich wegen dieser Vettel das Portefeuille ausschlug?"

„Man sagte es mir; aber . . ."

stand, und gerade zur Thüre ging, ohne seinem Ohre glauben zu können. Doch bevor er an die Thüre gekommen war, erblickte er Herrn von Richelieu im Halbschatten des Corridors.

„Der Herzog!...“ stammelte er.

„Ja doch, lieber Freund, der Herzog selbst...,“ versetzte Richelieu mit seiner liebenswürdigsten Stimme. „O! Sie erstaunen darüber, nach dem neulichen Besuche. Wohlan, dennoch ist nichts wahrer. Jetzt die Hand, wenn es Dir beliebt.“

„Herr Herzog, Sie überhäufen mich mit Güte.“

„Du hast keinen Geist mehr, mein Lieber,“ sagte der alte Marschall, indem er Nicole seinen Stock und seinen Hut gab, um sich bequemer auf einen Lehnstuhl zu setzen; „Du wirst dumm, Du faselst...; Du kennest Deine Leute nicht mehr, wie es scheint.“

„Dennoch, Herzog, dünkt es mir,“ erwiederte Taverney sehr bewegt, „daß Deine neuliche Aufnahme so bedeutungsvoll war, daß man sich hiewegen nicht täuschen konnte.“

„Höre, mein alter Freund,“ entgegnete Richelieu, „neulich hast Du Dich wie ein Schulknabe benommen, und ich wie ein Schulfuchs; zwischen uns befand sich nur die Zuchtruthe. Du willst sprechen; ich will Dir diese Mühe ersparen; Du wärest in dem Falle, eine Albernheit zu sagen, und ich... Dir eine andere zu erwiedern. Springen wir also von jenem Tage auf den heutigen über. — Weißt Du, was mich diesen Abend zu Dir führt?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Ich bringe Dir die Compagnie mit, um die Du mich vorgestern ersuchtest, und die der König Deinem Sohne gegeben hat. Was Teufels auch, begreife doch die Verschiedenheit der Verhältnisse; vorgestern war ich Quasi=Minister; etwas verlangen war unbillig; heute, nachdem ich das Portefeuille ablehnte, und wieder der einfache Richelieu von ehedem bin, wäre es abgeschmackt, wenn ich nicht verlangen würde. Ich habe verlangt, ich habe erhalten, ich bringe mit."

„Herzog, ist's wirklich wahr, und . . . diese Güte von Deiner Seite? . . ."

„Ist eine natüliche Wirkung meiner Freundespflicht . . . Der Minister versagte, Richelieu sucht darum an, und giebt."

„Ah! Herzog, Du entzückest mich, Du bist also ein wirklicher Freund?"

„Pardieu!"

„Aber der König, der mir eine solche Gunst erweiset . . ."

„Der König weiß nicht einmal, was er thut, oder ich täusche mich vielleicht, und er weiß es vortrefflich."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Seine Majestät ohne Zweifel in diesem Momente irgend einen Grund haben, der Madame Dubarry zu mißfallen, und daß Du wohl weit mehr diesem Grunde, als meinem Einflusse die Gunst verdankest, die er Dir gewährt."

„Glaubst Du?"

„Ich weiß es gewiß, ich helfe dabei. Du weißt, daß ich wegen dieser Vettel das Portefeuille ausschlug?"

„Man sagte es mir; aber . . ."

stand, und gerade zur Thüre ging, ohne seinem Ohre glauben zu können. Doch bevor er an die Thüre gekommen war, erblickte er Herrn von Richelieu im Halbschatten des Corridors.

„Der Herzog!...“ stammelte er.

„Ja doch, lieber Freund, der Herzog selbst...,“ versetzte Richelieu mit seiner liebenswürdigsten Stimme. „O! Sie erstaunen darüber, nach dem neulichen Besuche. Wohlan, dennoch ist nichts wahrer. Jetzt die Hand, wenn es Dir beliebt.“

„Herr Herzog, Sie überhäufen mich mit Güte.“

„Du hast keinen Geist mehr, mein Lieber,“ sagte der alte Marschall, indem er Nicole seinen Stock und seinen Hut gab, um sich bequemer auf einen Lehnstuhl zu setzen; „Du wirst dumm, Du faselst...; Du kennest Deine Leute nicht mehr, wie es scheint.“

„Dennoch, Herzog, dünkt es mir,“ erwiederte Taverney sehr bewegt, „daß Deine neuliche Aufnahme so bedeutungsvoll war, daß man sich hiewegen nicht täuschen konnte.“

„Höre, mein alter Freund,“ entgegnete Richelieu, „neulich hast Du Dich wie ein Schulknabe benommen, und ich wie ein Schulfuchs; zwischen uns befand sich nur die Zuchtruthe. Du willst sprechen; ich will Dir diese Mühe ersparen; Du wärest in dem Falle, eine Albernheit zu sagen, und ich... Dir eine andere zu erwiedern. Springen wir also von jenem Tage auf den heutigen über. — Weißt Du, was mich diesen Abend zu Dir führt?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Ich bringe Dir die Compagnie mit, um die Du mich vorgestern ersuchtest, und die der König Deinem Sohne gegeben hat. Was Teufels auch, begreife doch die Verschiedenheit der Verhältnisse; vorgestern war ich Quasi-Minister; etwas verlangen war unbillig; heute, nachdem ich das Portefeuille ablehnte, und wieder der einfache Richelieu von ehedem bin, wäre es abgeschmackt, wenn ich nicht verlangen würde. Ich habe verlangt, ich habe erhalten, ich bringe mit."

„Herzog, ist's wirklich wahr, und . . . diese Güte von Deiner Seite? . . ."

„Ist eine natüliche Wirkung meiner Freundespflicht . . . Der Minister versagte, Richelieu sucht darum an, und giebt."

„Ah! Herzog, Du entzückest mich, Du bist also ein wirklicher Freund?"

„Pardieu!"

„Aber der König, der mir eine solche Gunst erweiset . . ."

„Der König weiß nicht einmal, was er thut, oder ich täusche mich vielleicht, und er weiß es vortrefflich."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Seine Majestät ohne Zweifel in diesem Momente irgend einen Grund haben, der Madame Dubarry zu mißfallen, und daß Du wohl weit mehr diesem Grunde, als meinem Einflusse die Gunst verdankest, die er Dir gewährt."

„Glaubst Du?"

„Ich weiß es gewiß, ich helfe dabei. Du weißt, daß ich wegen dieser Vettel das Portefeuille ausschlug?"

„Man sagte es mir; aber . . ."

„Aber Du glaubst es nicht. Nun, sag's herzhaft."

„Wohlan, ich will gestehen . . ."

„Dieß will sagen, daß Du mich für einen Mann ohne Bedenklichkeiten hieltest, nicht wahr?"

„Es will wenigstens sagen, daß ich Dich als einen Mann ohne Vorurtheile kannte."

„Mein Lieber, ich werde alt, und liebe die hübschen Frauen nur für mich . . . Auch habe ich noch andere Ideen . . . Kommen wir auf Deinen Sohn zurück; er ist ein charmanter Junge?"

„Er steht sehr schlecht mit der Dubarry, die bei Dir war, als ich die Ungeschicklichkeit beging, dort zu erscheinen."

„Ich weiß es, und dieß ist der Grund, warum ich nicht Minister bin."

„Gut."

„Gewiß, mein Freund."

„Du hast das Portefeuille abgelehnt, um meinem Sohne nicht zu mißfallen?"

„Wenn ich es Dir sagte, würdest Du es nicht glauben: es ist nicht so. Ich habe abgelehnt, weil die Forderungen der Dubarry, die mit der Ausschließung Deines Sohnes begannen, in jeder Art unerhört geworden wären."

„Du bist also mit diesen Leuten entzweit?"

„Ja und nein; sie fürchten mich, ich verachte sie; das heißt man wett gemacht."

„Das ist heldenmüthig, aber unklug."

„Warum denn?"

„Die Gräfin hat Einfluß."

„Puh!" sagte Richelieu.

„Wie sagst Du dieß?"

„Ich sage es, wie ein Mann, der die Schwäche seiner Stellung fühlt, und nöthigen Falles den Minengräber vor dem rechten Orte anhängen würde, um den Platz in die Luft zu sprengen."

„Ich sehe die Wahrheit; Du leistest meinem Sohne ein wenig einen Dienst, um die Dubarry zu kränken."

„Großen Theils deßhalb, und Deine Scharfsichtigkeit verläßt Dich nicht; Dein Sohn dient mir zur Granate, mittelst deren ich anzünde... Doch eben recht, Baron, hast Du nicht auch eine Tochter?"

„Ja."

„Jung?"

„Sechzehn Jahre."

„Schön?"

„Wie Venus."

„Die in Trianon wohnt?"

„Du kennest sie also?"

„Ich habe einen Abend bei ihr zugebracht, und eine Stunde lang von ihr mit dem Könige gesprochen."

„Mit dem Könige?" rief Taverney aus, dessen Wangen purpurroth wurden.

„In Person."

„Der König sprach von meiner Tochter, von dem Fräulein Andrée von Taverney?"

„Von welcher er die Augen nicht abwendet, ja, mein Lieber."

„Ah! wirklich?"

„Ich stehe Dir im Wege, indem ich Dir dieß sage?"

„Mir... nein... gewiß nicht...; der König beehrt mich, indem er meine Tochter anschaut... aber..."

„Was aber?"

„Aber der König..."

„Hat schlechte Sitten, willst Du sagen?"

„Gott bewahre mich, von Seiner Majestät schlecht zu sprechen; der König hat ja das Recht, solche Sitten zu haben, die ihm belieben."

„Nun denn, was bedeutet also dieses Erstaunen? Wähnest Du, es machen zu können, daß Andrée keine vollendete Schönheit ist, und daß folglich der König sie nicht mit verliebtem Auge anschaut?"

Taverney antwortete nicht; er zuckte bloß die Achseln, und versank in ein Nachsinnen, wohin Richelieu's unbarmherzig forschender Blick ihn verfolgte.

„Gut, ich errathe, was Du sagen würdest, wenn Du, anstatt ganz leise zu denken, ganz laut sprechen würdest," fuhr der alte Marschall fort, indem er seinen Lehnstuhl zu jenem des Barons rückte; „Du würdest sagen, daß der König an schlechte Gesellschaft gewöhnt ist, daß er mit schlechten Leuten umgeht, wie man in den Porcherons sagt, und daß er sich folglich wohl hüten wird, die Augen auf dieses edle Mädchen mit züchtigem Anstande, mit keuscher Liebe, zu richten, sohin den Schatz von Reizen und Holdseligkeiten aller Art nicht bemerken wird... er, der sich nur an ausgelassene Reden, an liederliche verstohlene Blicke, und an Grisettenäußerungen hält."

„Du bist wahrhaftig ein großer Mann, Herzog."

„Und warum?"

„Weil Du richtig errathen hast,“ antwortete Taverney.

„Dennoch, gesteh's, Baron,“ sprach Richelieu weiter, „wäre es wohl an der Zeit, daß unser Gebieter uns Edelleute, Pairs und Gefährten des Königs von Frankreich, nicht zwänge, die gemeine und herabgewürdigte Hand einer Buhlerin von diesem Schlage zu küssen, es wäre Zeit, daß er uns in unserer Luft vereinigte, und nicht, nachdem er von der Châteauroux, welche Marquise und aus einem Holze war, aus dem man Herzoginnen schneiden konnte, zur Pompadour herabsank, der Tochter und dem Weibe eines Finanzpächters, und von der Pompadour zur Dubarry, die ganz einfach Jeanneton heißt, ... von der Dubarry auf irgend eine Küchen-Maritorne, oder auf irgend eine ländliche Goton herabsinke; es ist für uns demüthigend, Baron, die wir eine Krone auf dem Helme haben, den Kopf vor diesen Plaudertaschen zu senken.“

„O! welche wohl gesprochene Wahrheiten,“ murmelte Taverney, „und wie klar erscheint die durch diese neuen Manieren am Hofe entstandene Leere!“

„Keine Königin mehr, keine Damen mehr; keine Damen mehr, keine Höflinge mehr; der König unterhält eine Grisette, und das Volk sitzt auf dem Throne, repräsentirt von Mademoiselle Jeanne Vaubernier, Weißzeugnähterin in Paris.“

„Und doch ist's so, und ...“

„Siehst Du, Baron,“ unterbrach ihn der Marschall, „eine Dame von Geist, die jetzt in Frankreich regieren möchte, könnte eine schöne Rolle spielen ...“

„Ohne Zweifel," sagte Taverney, dessen Herz pochte; „aber leider ist dieser Platz besetzt."

„Eine Dame," fuhr der Marschall fort, „die, ohne die Laster jener Freudenmädchen zu haben, ihre Kühnheit besäße, die Berechnung, die Einsicht; eine Dame, die ihr Glück so hoch triebe, daß man selbst dann noch von ihr spräche, wenn die Monarchie nicht mehr existiren würde. Weißt Du, ob Deine Tochter Geist hat . . . Baron?"

„Viel, und vorzüglich gesunden Menschenverstand."

„Sie ist recht schön!"

„Nicht wahr?"

„Schön durch jene wollüstige und anmuthige Haltung, die den Männern so sehr gefällt, schön durch jene Sittenreinheit und durch jene Blüthe der Jungfräulichkeit, welche selbst den Frauen Ehrerbietung einflößt . . . Du mußt diesen Schatz wohl bewahren, mein alter Freund."

„Du sprichst mit einem Feuer davon . . ."

„Ich? Dieß geschieht, weil ich närrisch in sie verliebt bin, und ohne meine vierundsiebenzig Jahre sie morgen heirathen würde; ist sie aber dort gut angestellt? hat sie wenigstens den Luxus, der einer so schönen Blume gebührt? . . . Denk nur, Baron, heute Abend ist sie ohne Zofen heimgekehrt, ohne Jäger, mit einem Lakeien des Dauphin, der eine Laterne vor ihr her trug; dieß gleicht dem Dienerstande."

„Was willst Du, Herzog, Du weißt es, ich bin nicht reich."

„Reich oder nicht, mein Lieber, Deine Tochter muß wenigstens eine Zofe haben."

Taverney seufzte.

„Ich weiß es wohl," sagte er, „daß sie eine haben muß, oder haben sollte."

„Ei was! Hast Du keine?"

Der Baron antwortete nicht.

„Was ist's denn mit dem hübschen Mädchen," fuhr Richelieu fort, „das eben erst bei Dir da war, hübsch und fein, meiner Treue?"

„Ja, aber . . ."

„Was, Baron?"

„Ich kann sie eben nicht nach Trianon schicken."

„Warum denn? Im Gegentheile, sie scheint mir vollkommen zu diesem Dienste zu passen; sie wird eine herrliche Zofe seyn."

„Du hast also ihr Gesicht nicht angesehen, Herzog?"

„Ich that gar nichts Anderes."

„Du hast sie angesehen und ihre auffallende Aehnlichkeit nicht bemerkt!"

„Mit?"

„Mit . . . Denk nach . . . wir wollen sehen! . . . Komm her, Nicole!"

Nicole näherte sich; sie hatte, als ächtes Märtchen, an der Thüre gelauscht. Der Herzog nahm sie bei den beiden Händen, und umschloß mit seinen Knien die Knie des jungen Mädchens, das dieser unverschämte Blick des vornehmen Herrn und des Lüstlings nicht einschüchterte, und nicht eine Secunde genirte.

„Ja," sagte er, „ja, sie hat eine Aehnlichkeit, es ist wahr."

„Du weißt, mit wem, und siehst folglich ein, daß

„Ohne Zweifel," sagte Taverney, dessen Herz pochte; „aber leider ist dieser Platz besetzt."

„Eine Dame," fuhr der Marschall fort, „die, ohne die Laster jener Freudenmädchen zu haben, ihre Kühnheit besäße, die Berechnung, die Einsicht; eine Dame, die ihr Glück so hoch triebe, daß man selbst dann noch von ihr spräche, wenn die Monarchie nicht mehr existiren würde. Weißt Du, ob Deine Tochter Geist hat . . . Baron?"

„Viel, und vorzüglich gesunden Menschenverstand."

„Sie ist recht schön!"

„Nicht wahr?"

„Schön durch jene wollüstige und anmuthige Haltung, die den Männern so sehr gefällt, schön durch jene Sittenreinheit und durch jene Blüthe der Jungfräulichkeit, welche selbst den Frauen Ehrerbietung einflößt . . . Du mußt diesen Schatz wohl bewahren, mein alter Freund."

„Du sprichst mit einem Feuer davon . . ."

„Ich? Dieß geschieht, weil ich närrisch in sie verliebt bin, und ohne meine vierundsiebenzig Jahre sie morgen heirathen würde; ist sie aber dort gut angestellt? hat sie wenigstens den Luxus, der einer so schönen Blume gebührt? . . . Denk nur, Baron, heute Abend ist sie ohne Zofen heimgekehrt, ohne Jäger, mit einem Lakeien des Dauphin, der eine Laterne vor ihr her trug; dieß gleicht dem Dienerstande."

„Was willst Du, Herzog, Du weißt es, ich bin nicht reich."

„Reich oder nicht, mein Lieber, Deine Tochter muß wenigstens eine Zofe haben."

Taverney seufzte.

„Ich weiß es wohl," sagte er, „daß sie eine haben muß, oder haben sollte."

„Ei was! Hast Du keine?"

Der Baron antwortete nicht.

„Was ist's denn mit dem hübschen Mädchen," fuhr Richelieu fort, „das eben erst bei Dir da war, hübsch und fein, meiner Treue?"

„Ja, aber . . ."

„Was, Baron?"

„Ich kann sie eben nicht nach Trianon schicken."

„Warum denn? Im Gegentheile, sie scheint mir vollkommen zu diesem Dienste zu passen; sie wird eine herrliche Zofe seyn."

„Du hast also ihr Gesicht nicht angesehen, Herzog?"

„Ich that gar nichts Anderes."

„Du hast sie angesehen und ihre auffallende Aehnlichkeit nicht bemerkt!"

„Mit?"

„Mit . . . Denk nach . . . wir wollen sehen! . . . Komm her, Nicole!"

Nicole näherte sich; sie hatte, als ächtes Märtchen, an der Thüre gelauscht. Der Herzog nahm sie bei den beiden Händen, und umschloß mit seinen Knien die Knie des jungen Mädchens, das dieser unverschämte Blick des vornehmen Herrn und des Lüstlings nicht einschüchterte, und nicht eine Secunde genirte.

„Ja," sagte er, „ja, sie hat eine Aehnlichkeit, es ist wahr."

„Du weißt, mit wem, und siehst folglich ein, daß

„Ohne Zweifel," sagte Taverney, dessen Herz pochte; „aber leider ist dieser Platz besetzt."

„Eine Dame," fuhr der Marschall fort, „die, ohne die Laster jener Freudenmädchen zu haben, ihre Kühnheit besäße, die Berechnung, die Einsicht; eine Dame, die ihr Glück so hoch triebe, daß man selbst dann noch von ihr spräche, wenn die Monarchie nicht mehr existiren würde. Weißt Du, ob Deine Tochter Geist hat . . . Baron?"

„Viel, und vorzüglich gesunden Menschenverstand."

„Sie ist recht schön!"

„Nicht wahr?"

„Schön durch jene wollüstige und anmuthige Haltung, die den Männern so sehr gefällt, schön durch jene Sittenreinheit und durch jene Blüthe der Jungfräulichkeit, welche selbst den Frauen Ehrerbietung einflößt . . . Du mußt diesen Schatz wohl bewahren, mein alter Freund."

„Du sprichst mit einem Feuer davon . . ."

„Ich? Dieß geschieht, weil ich närrisch in sie verliebt bin, und ohne meine vierundsiebenzig Jahre sie morgen heirathen würde; ist sie aber dort gut angestellt? hat sie wenigstens den Luxus, der einer so schönen Blume gebührt? . . . Denk nur, Baron, heute Abend ist sie ohne Zofen heimgekehrt, ohne Jäger, mit einem Lakeien des Dauphin, der eine Laterne vor ihr her trug; dieß gleicht dem Dienerstande."

„Was willst Du, Herzog, Du weißt es, ich bin nicht reich."

„Reich oder nicht, mein Lieber, Deine Tochter muß wenigstens eine Zofe haben."

Taverney seufzte.

„Ich weiß es wohl,“ sagte er, „daß sie eine haben muß, oder haben sollte.“

„Ei was! Hast Du keine?“

Der Baron antwortete nicht.

„Was ist's denn mit dem hübschen Mädchen,“ fuhr Richelieu fort, „das eben erst bei Dir da war, hübsch und fein, meiner Treue?“

„Ja, aber . . .“

„Was, Baron?“

„Ich kann sie eben nicht nach Trianon schicken.“

„Warum denn? Im Gegentheile, sie scheint mir vollkommen zu diesem Dienste zu passen; sie wird eine herrliche Zofe seyn.“

„Du hast also ihr Gesicht nicht angesehen, Herzog?“

„Ich that gar nichts Anderes.“

„Du hast sie angesehen und ihre auffallende Aehnlichkeit nicht bemerkt!“

„Mit?“

„Mit . . . Denk nach . . . wir wollen sehen! . . . Komm her, Nicole!“

Nicole näherte sich; sie hatte, als ächtes Märtchen, an der Thüre gelauscht. Der Herzog nahm sie bei den beiden Händen, und umschloß mit seinen Knien die Knie des jungen Mädchens, das dieser unverschämte Blick des vornehmen Herrn und des Lüstlings nicht einschüchterte, und nicht eine Secunde genirte.

„Ja,“ sagte er, „ja, sie hat eine Aehnlichkeit, es ist wahr.“

„Du weißt, mit wem, und siehst folglich ein, daß

„Ohne Zweifel,“ sagte Taverney, dessen Herz pochte; „aber leider ist dieser Platz besetzt.“

„Eine Dame,“ fuhr der Marschall fort, „die, ohne die Laster jener Freudenmädchen zu haben, ihre Kühnheit besäße, die Berechnung, die Einsicht; eine Dame, die ihr Glück so hoch triebe, daß man selbst dann noch von ihr spräche, wenn die Monarchie nicht mehr existiren würde. Weißt Du, ob Deine Tochter Geist hat . . . Baron?“

„Viel, und vorzüglich gesunden Menschenverstand.“

„Sie ist recht schön!“

„Nicht wahr?“

„Schön durch jene wollüstige und anmuthige Haltung, die den Männern so sehr gefällt, schön durch jene Sittenreinheit und durch jene Blüthe der Jungfräulichkeit, welche selbst den Frauen Ehrerbietung einflößt . . . Du mußt diesen Schatz wohl bewahren, mein alter Freund.“

„Du sprichst mit einem Feuer davon . . .“

„Ich? Dieß geschieht, weil ich närrisch in sie verliebt bin, und ohne meine vierundsiebenzig Jahre sie morgen heirathen würde; ist sie aber dort gut angestellt? hat sie wenigstens den Luxus, der einer so schönen Blume gebührt? . . . Denk nur, Baron, heute Abend ist sie ohne Zofen heimgekehrt, ohne Jäger, mit einem Lakeien des Dauphin, der eine Laterne vor ihr her trug; dieß gleicht dem Dienerstande.“

„Was willst Du, Herzog, Du weißt es, ich bin nicht reich.“

„Reich oder nicht, mein Lieber, Deine Tochter muß wenigstens eine Zofe haben.“

Taverney seufzte.

„Ich weiß es wohl," sagte er, „daß sie eine haben muß, oder haben sollte."

„Ei was! Hast Du keine?"

Der Baron antwortete nicht.

„Was ist's denn mit dem hübschen Mädchen," fuhr Richelieu fort, „das eben erst bei Dir da war, hübsch und fein, meiner Treue?"

„Ja, aber . . ."

„Was, Baron?"

„Ich kann sie eben nicht nach Trianon schicken."

„Warum denn? Im Gegentheile, sie scheint mir vollkommen zu diesem Dienste zu passen; sie wird eine herrliche Zofe seyn."

„Du hast also ihr Gesicht nicht angesehen, Herzog?"

„Ich that gar nichts Anderes."

„Du hast sie angesehen und ihre auffallende Aehnlichkeit nicht bemerkt!"

„Mit?"

„Mit . . . Denk nach . . . wir wollen sehen! . . . Komm her, Nicole!"

Nicole näherte sich; sie hatte, als ächtes Märtchen, an der Thüre gelauscht. Der Herzog nahm sie bei den beiden Händen, und umschloß mit seinen Knien die Knie des jungen Mädchens, das dieser unverschämte Blick des vornehmen Herrn und des Lüstlings nicht einschüchterte, und nicht eine Secunde genirte.

„Ja," sagte er, „ja, sie hat eine Aehnlichkeit, es ist wahr."

„Du weißt, mit wem, und siehst folglich ein, daß

es unmöglich ist, die Gunst unsers Hauses der Gefahr einer solchen Ungeschicklichkeit des Zufalles auszusetzen. Ist es wohl angenehm, daß dieses Schlaraffengesichtchen der Mademoiselle Nicole, der erlauchtesten Dame Frankreichs gleicht?"

„O! O!" versetzte Nicole ärgerlich, indem sie sich losmachte, um dem Herrn von Taverney besser entgegnen zu können, „ist es so ganz gewiß, daß dieses Schlaraffengesichtchen recht genau jener erlauchten Dame gleicht? ... Hat wohl die erlauchte Dame die niedere Schulter, das lebhafte Auge, das runde Bein und den quabbeligen Arm dieses Schlaraffengesichtchens? Herr Baron," schloß sie zornig, „wenn Sie mich so herabsetzen, so geschieht es jedenfalls nur musterweise, dünkt mir!"

Nicole war roth vor Wuth, und folglich von glänzender Schönheit. Der Herzog drückte von Neuem ihre hübschen Hände, umschloß zum zweitenmal ihre Knie, und sagte mit einem Blicke voll Liebkosungen und Verheißungen: „Baron, Nicole hat gewiß nicht ihres Gleichen am Hofe; dieser Meinung bin ich. Was die erlauchte Dame betrifft, mit welcher sie, ich gesteh's, eine Scheinähnlichkeit hat, wollen wir alle Eigenliebe sicher stellen... Sie haben blonde Haare von einer bewundernswürdigen Farbe, Mademoiselle Nicole; Sie haben Augenbraunen und eine Nase von völlig kaiserlicher Zeichnung; wohlan, sitzen Sie eine Viertelstunde vor einer Toilette, und diese Unvollkommenheiten, als welche der Herr Baron sie erachtet, werden verschwinden. — Nicole, mein Kind, möchten Sie in Trianon seyn?"

„O!“ rief Nicole aus, deren ganze Seele voll des Gelüstens in dieser einzigen Silbe sich ausprägte.

„Sie werden also nach Trianon gehen, meine Liebe; Sie werden gehen, und dort Ihr Glück machen, und ohne irgendwie dem Glücke Anderer zu schaden. Baron, noch ein Wort.“

„Sprechen Sie, mein lieber Herzog.“

„Geh, mein schönes Kind,“ sagte Richelieu, „und laß uns einen Augenblick sprechen.“

Nicole entfernte sich; der Herzog näherte sich dem Barone. „Wenn ich in Sie dringe, Ihrer Tochter eine Zofe zu schicken,“ sagte er, „so geschieht es, weil dieß dem Könige gefallen wird. Seine Majestät lieben die Noth nicht, und fürchten sich nicht vor schönen Gesichtchen. Kurz, ich kenne mich aus.“

„Nicole gehe also nach Trianon, weil Du glaubst, daß dieß dem Könige gefallen wird,“ versetzte der Baron mit seinem Egypan's-Lächeln.

„Da Du mir die Erlaubniß dazu giebst, so werde ich sie also mitnehmen; sie kann meinen Wagen benützen.“

„Aber ihre Aehnlichkeit mit der Frau Dauphine! Daran sollte man denken, Herzog!“

„Ich dachte daran. Diese Aehnlichkeit wird unter Raffé's Händen in einer Viertelstunde verschwinden. Ich stehe Dir gut dafür. Schreib doch einige Zeilen an Deine Tochter, um sie auf die Wichtigkeit aufmerksam zu machen, die Du darauf legest, daß sie eine Zofe bei sich habe, und daß diese Zofe Nicole heiße.“

„Du glaubest, daß es dringend sey, daß sie Nicole heiße?“

„Ich glaube es."

„Und daß eine Andere, als Nicole . . .?"

„Den Platz nicht so gut ausfüllen würde; auf Ehre, ich glaube es."

„So schreib' ich auf der Stelle."

Und der Baron schrieb alsogleich einen Brief, den er Richelieu übergab.

„Und die Verhaltsanweisungen, Herzog?"

„Ich übernehme es, sie der Nicole zu geben. Ist sie intelligent?"

Der Baron lächelte.

„Du vertrauest sie mir also an . . . nicht wahr?" fragte Richelieu.

„Meiner Treue, das ist Deine Sache Herzog; Du hast sie von mir verlangt, ich gebe sie Dir; mach' damit, was Du kannst."

„Mademoiselle, kommen Sie mit mir," sagte der Herzog aufstehend, „und schnell."

Nicole ließ es sich nicht zweimal sagen. Selbst ohne die Einwilligung des Barons nachzusuchen, raffte sie in fünf Minuten ein Paquet getragene Kleider zusammen, und schwang sich so leichten Schrittes, daß man hätte meinen mögen, sie fliege, neben den Kutscher von Monseigneur hinauf. Richelieu nahm dann Abschied von seinem Freunde, der ihm seine Danksagungen für den Dienst wiederholte, den er Philipp von Taverney erwiesen hatte. Von Andrée kein Wort; dieß war mehr, als von ihr zu sprechen.

## Dreiundneunzigstes Kapitel.

### Verwandlung.

Nicole wußte sich vor Freude nicht zu fassen: von Taverney zu scheiden, um sich nach Paris zu begeben, war für sie kein eben so großer Triumph gewesen, als Paris zu verlassen, um nach Trianon zu gehen.

Sie benahm sich mit dem Kutscher des Herrn von Richelieu so artig, daß der Ruf der neuen Zofe am andern Tage in allen Remisen und in allen ein wenig aristokratischen Vorzimmern von Versailles und Paris begründet war.

Als man zum Pavillon Hannover gelangte, nahm Herr von Richelieu die Kleine bei der Hand, und führte selbst sie in das erste Stockwerk, wo Herr Raffé ihrer harrete, der in Angelegenheiten von Monseigneur viele Briefe schrieb.

Unter allen Attributen des Herrn Marschalls spielte der Krieg die größte Rolle, und Raffé war, wenigstens theoretisch, ein so geschickter Kriegsmann geworden, daß Polybius und der Ritter von Fobard, hätten sie gelebt, sich sehr glücklich würden geschätzt haben, eine von den hübschen Abhandlungen über Befestigungen und Manöver zu erhalten, wie Raffé deren wöchentlich eine schrieb.

Herr Raffé war also damit beschäftiget, einen Kriegsplan gegen die Engländer im Mittelländischen Meere zu entwerfen, als der Marschall eintrat, und zu ihm sagte: „Nun, Raffé, schau einmal dieses Kind an.“

„Ich glaube es."

„Und daß eine Andere, als Nicole . . .?"

„Den Platz nicht so gut ausfüllen würde; auf Ehre, ich glaube es."

„So schreib' ich auf der Stelle."

Und der Baron schrieb alsogleich einen Brief, den er Richelieu übergab.

„Und die Verhaltsanweisungen, Herzog?"

„Ich übernehme es, sie der Nicole zu geben. Ist sie intelligent?"

Der Baron lächelte.

„Du vertrauest sie mir also an . . . nicht wahr?" fragte Richelieu.

„Meiner Treue, das ist Deine Sache Herzog; Du hast sie von mir verlangt, ich gebe sie Dir; mach' damit, was Du kannst."

„Mademoiselle, kommen Sie mit mir," sagte der Herzog aufstehend, „und schnell."

Nicole ließ es sich nicht zweimal sagen. Selbst ohne die Einwilligung des Barons nachzusuchen, raffte sie in fünf Minuten ein Paquet getragene Kleider zusammen, und schwang sich so leichten Schrittes, daß man hätte meinen mögen, sie fliege, neben den Kutscher von Monseigneur hinauf. Richelieu nahm dann Abschied von seinem Freunde, der ihm seine Danksagungen für den Dienst wiederholte, den er Philipp von Taverney erwiesen hatte. Von Andrée kein Wort; dieß war mehr, als von ihr zu sprechen.

# Dreiundneunzigstes Kapitel.

## Verwandlung.

Nicole wußte sich vor Freude nicht zu fassen: von Taverney zu scheiden, um sich nach Paris zu begeben, war für sie kein eben so großer Triumph gewesen, als Paris zu verlassen, um nach Trianon zu gehen.

Sie benahm sich mit dem Kutscher des Herrn von Richelieu so artig, daß der Ruf der neuen Zofe am andern Tage in allen Remisen und in allen ein wenig aristokratischen Vorzimmern von Versailles und Paris begründet war.

Als man zum Pavillon Hannover gelangte, nahm Herr von Richelieu die Kleine bei der Hand, und führte selbst sie in das erste Stockwerk, wo Herr Raffé ihrer harrete, der in Angelegenheiten von Monseigneur viele Briefe schrieb.

Unter allen Attributen des Herrn Marschalls spielte der Krieg die größte Rolle, und Raffé war, wenigstens theoretisch, ein so geschickter Kriegsmann geworden, daß Polybius und der Ritter von Fobard, hätten sie gelebt, sich sehr glücklich würden geschätzt haben, eine von den hübschen Abhandlungen über Befestigungen und Manöver zu erhalten, wie Raffé deren wöchentlich eine schrieb.

Herr Raffé war also damit beschäftiget, einen Kriegsplan gegen die Engländer im Mittelländischen Meere zu entwerfen, als der Marschall eintrat, und zu ihm sagte: „Nun, Raffé, schau einmal dieses Kind an.“

„Ich glaube es.“

„Und daß eine Andere, als Nicole . . .?“

„Den Platz nicht so gut ausfüllen würde; auf Ehre, ich glaube es.“

„So schreib' ich auf der Stelle.“

Und der Baron schrieb alsogleich einen Brief, den er Richelieu übergab.

„Und die Verhaltsanweisungen, Herzog?“

„Ich übernehme es, sie der Nicole zu geben. Ist sie intelligent?“

Der Baron lächelte.

„Du vertrauest sie mir also an . . . nicht wahr?“ fragte Richelieu.

„Meiner Treue, das ist Deine Sache Herzog; Du hast sie von mir verlangt, ich gebe sie Dir; mach' damit, was Du kannst.“

„Mademoiselle, kommen Sie mit mir,“ sagte der Herzog aufstehend, „und schnell.“

Nicole ließ es sich nicht zweimal sagen. Selbst ohne die Einwilligung des Barons nachzusuchen, raffte sie in fünf Minuten ein Paquet getragene Kleider zusammen, und schwang sich so leichten Schrittes, daß man hätte meinen mögen, sie fliege, neben den Kutscher von Monseigneur hinauf. Richelieu nahm dann Abschied von seinem Freunde, der ihm seine Danksagungen für den Dienst wiederholte, den er Philipp von Taverney erwiesen hatte. Von Andrée kein Wort; dieß war mehr, als von ihr zu sprechen.

## Dreiundneunzigstes Kapitel.

### Verwandlung.

Nicole wußte sich vor Freude nicht zu fassen: von Taverney zu scheiden, um sich nach Paris zu begeben, war für sie kein eben so großer Triumph gewesen, als Paris zu verlassen, um nach Trianon zu gehen.

Sie benahm sich mit dem Kutscher des Herrn von Richelieu so artig, daß der Ruf der neuen Zofe am andern Tage in allen Remisen und in allen ein wenig aristokratischen Vorzimmern von Versailles und Paris begründet war.

Als man zum Pavillon Hannover gelangte, nahm Herr von Richelieu die Kleine bei der Hand, und führte selbst sie in das erste Stockwerk, wo Herr Raffé ihrer harrete, der in Angelegenheiten von Monseigneur viele Briefe schrieb.

Unter allen Attributen des Herrn Marschalls spielte der Krieg die größte Rolle, und Raffé war, wenigstens theoretisch, ein so geschickter Kriegsmann geworden, daß Polybius und der Ritter von Fobard, hätten sie gelebt, sich sehr glücklich würden geschätzt haben, eine von den hübschen Abhandlungen über Befestigungen und Manöver zu erhalten, wie Raffé deren wöchentlich eine schrieb.

Herr Raffé war also damit beschäftiget, einen Kriegsplan gegen die Engländer im Mittelländischen Meere zu entwerfen, als der Marschall eintrat, und zu ihm sagte: „Nun, Raffé, schau einmal dieses Kind an.“

Raffé schaute.

„Sehr liebenswürdig, Monseigneur," erwiederte er mit einer sehr bedeutungsvollen Bewegung der Lippen.

„Ja, aber ihre Aehnlichkeit?... Raffé, ich spreche von ihrer Aehnlichkeit."

„Ei, wahrhaftig; ah! Teufel!"

„Du findest es auch, nicht wahr?"

„Das ist außerordentlich; sie wird damit ihr Verderben oder ihr Glück begründen."

„Zunächst ihr Verderben; allein wir wollen die Sache gut ordnen; sie hat blonde Haare, wie Du siehst, Raffé; doch dieß ist kein bedeutendes Hinderniß, nicht wahr?"

„Man braucht sie ihr nur schwarz zu färben, Monseigneur," versetzte Raffé, der sich angewöhnt hatte, die Gedanken seines Gebieters zu vervollständigen, und oft sogar völlig statt seiner zu denken.

„Komm zu meiner Toilette, Kleine," sagte der Marschall; „dieser Herr ist ein geschickter Mann, und wird aus Dir die schönste und unkenntlichste Soubrette Frankreichs machen."

In der That färbte Raffé, zehn Minuten später, vermittelst einer Mischung, deren der Marschall wöchentlich sich bediente, um seine weißen Haare unter seiner Perücke schwarz zu färben, eine Koketterie, die er in der Gesellschaft seiner Bekannten noch oft zu entdecken behauptete, gagatschwarz die schönen aschblonden Haare von Nicole; dann fuhr er über ihre dichten und blonden Augenbrauen mit einer am Feuer einer Kerze geschwärzten Nadel, dadurch verlieh er ihrer heiteren

Physiognomie so phantastische Lichter, und ihren lebhaften und klaren Augen ein so glühendes nnd bisweilen so düsteres Feuer, daß man sie für eine Fee hätte halten mögen, durch die Kraft der Beschwörung einem magischen Gehäuse entschwebend, worin ihr Zauberer sie gebannt hielt.

„Nun, meine Schönste," sagte Richelieu, nachdem er der erstaunten Nicole einen Spiegel gereicht hatte, „schauen Sie, wie reizend Sie sind, und vorzüglich wie wenig jene Nicole, die Sie eben erst waren; Sie brauchen keine Königin mehr zu fürchten, sondern können ein Glück machen."

„O, Monseigneur!" rief das junge Mädchen aus.

„Ja, und um diesen Zweck zu erreichen, bedarf es nur einer Verständigung."

Nicole erröthete und schlug die Augen nieder; die Schlaue verstand sich ohne Zweifel auf Worte, wie Herr von Richelieu sie so gut zu sagen wußte.

Der Herzog begriff, und sagte, um jedes Mißverständniß kurz abzuschneiden: „Setzen Sie sich in diesen Lehnstuhl, mein liebes Kind, neben Herrn Raffé; geben Sie recht Acht, und hören Sie mich an... O! Herr Raffé genirt uns nicht, hegen Sie keine Furcht; im Gegentheile, er wird uns rathen. Sie hören mich, nicht wahr?"

„Ja, Monseigneur," stammelte Nicole, indem sie sich schämte, aus Eitelkeit sich so getäuscht zu haben.

Die Unterredung des Herrn von Richelieu mit Raffé und Nicole währte eine gute Stunde, wornach der Herzog die kleine Person mit den Kammermädchen des Hö-

tels zu Bette gehen hieß. Raffé machte sich wieder an seine militärische Denkschrift; Herr von Richelieu legte sich schlafen, nachdem er Briefe durchlaufen hatte, die ihn von allen Umtrieben der Provinzialparlamente gegen Herrn von Aiguillon und gegen die Dubarry'sche Cabale in Kenntniß setzten.

Am andern Tage Morgens führte einer von seinen Wagen, ohne Wappen, Nicole nach Trianon, setzte sie mit ihrem Päckchen bei dem Gitter ab, und verschwand. Mit hochgetragener Stirne, freien Geistes, und die Hoffnung in den Augen, klopfte Nicole, nach eingezogener Erkundigung, an der Thüre der Nebengebäude. Es war zehn Uhr Morgens. Andrée, bereits aufgestanden und angekleidet, schrieb an ihren Vater, um ihn von jenem glücklichen Ereignisse des vorigen Tages zu unterrichten, dessen Botschaft, wie gesagt, Herr von Richelieu übernommen hatte. — Unsere Leser haben nicht vergessen, daß eine steinerne Freitreppe von den Gärten zur Kapelle von Klein-Trianon führt, daß auf dem Ruheplatze dieser Kapelle eine Treppe rechts in das erste Stockwerk emporsteigt, nämlich zu den Zimmern der dienstthuenden Damen, Zimmer, die ein langer gärtenwärts erleuchteter Corridor wie eine Allee säumet. Das Zimmer der Andrée war das erste links in diesem Corridor. Es war ziemlich geräumig, gut erleuchtet, mit der Aussicht auf den großen Hof der Ställe, mit einem kleinen Vorzimmer, an dessen rechter und linker Seite ein Cabinet sich befand. Dieses Zimmer, ungenügend, wenn man das gewöhnliche Treiben der Tischgenossen eines glänzenden Hofes erwägt, wurde eine anmuthige,

sehr wohnliche und sehr heitere Zelle zur Absonderung nach den Aufregungen der vornehmen Welt, welche den Palast bevölkerte. Dorthin konnte eine ehrgeizige Seele sich flüchten, um die Kränkungen oder Täuschungen des Tages zu verwinden; dort auch konnte, in der Stille und Einsamkeit, das heißt: von allen Herrlichkeiten getrennt, eine bescheidene und melancholische Seele ausruhen. In der That gab es keine überlegenen Würden, keine Pflichten, keine Repräsentation mehr, wenn man einmal diese Freitreppe überschritten, und diese Treppe der Kapelle erklommen hatte. Da herrschte die nämliche Ruhe, wie im Kloster, die nämliche materielle Freiheit, wie im Gefängnißleben. Der Sclave im Palaste kehrte als Gebieter in sein Zimmer in den Nebengebäuden zurück. Eine sanfte und stolze Seele, wie jene der Andrée, fühlte sich in allen diesen Berücksichtigungen behaglich, nicht weil sie von einem getäuschten Ehrgeize, oder von den Anstrengungen einer unbefriedigten Laune ausruhen wollte, sondern Andrée konnte in dem engen Vierecke ihres Zimmers bequemer denken, als in den prächtigen Salons von Trianon, auf diesen Steinplatten, die ihr Fuß mit einer Bangigkeit beschritt, welche man für Schrecken hätte halten mögen. Von da, von diesem entlegenen Winkel aus, wo sie ganz an ihrem Platze sich fühlte, schaute das junge Mädchen ohne Unruhe auf alle Herrlichkeiten zurück, die den Tag über ihre Augen geblendet hatten. Inmitten ihrer Blumen, mit ihrem Clavier, von deutschen Büchern umgeben, die eine so süße Gesellschaft für Leute sind, welche mit dem Herzen lesen, forderte Andrée das Schicksal

tels zu Bette gehen hieß. Raffé machte sich wieder an seine militärische Denkschrift; Herr von Richelieu legte sich schlafen, nachdem er Briefe durchlaufen hatte, die ihn von allen Umtrieben der Provinzialparlamente gegen Herrn von Aiguillon und gegen die Dubarry'sche Cabale in Kenntniß setzten.

Am andern Tage Morgens führte einer von seinen Wagen, ohne Wappen, Nicole nach Trianon, setzte sie mit ihrem Päckchen bei dem Gitter ab, und verschwand. Mit hochgetragener Stirne, freien Geistes, und die Hoffnung in den Augen, klopfte Nicole, nach eingezogener Erkundigung, an der Thüre der Nebengebäude. Es war zehn Uhr Morgens. Andrée, bereits aufgestanden und angekleidet, schrieb an ihren Vater, um ihn von jenem glücklichen Ereignisse des vorigen Tages zu unterrichten, dessen Botschaft, wie gesagt, Herr von Richelieu übernommen hatte. — Unsere Leser haben nicht vergessen, daß eine steinerne Freitreppe von den Gärten zur Kapelle von Klein-Trianon führt, daß auf dem Ruheplatze dieser Kapelle eine Treppe rechts in das erste Stockwerk emporsteigt, nämlich zu den Zimmern der dienstthuenden Damen, Zimmer, die ein langer gärtenwärts erleuchteter Corridor wie eine Allee säumet. Das Zimmer der Andrée war das erste links in diesem Corridor. Es war ziemlich geräumig, gut erleuchtet, mit der Aussicht auf den großen Hof der Ställe, mit einem kleinen Vorzimmer, an dessen rechter und linker Seite ein Cabinet sich befand. Dieses Zimmer, ungenügend, wenn man das gewöhnliche Treiben der Tischgenossen eines glänzenden Hofes erwägt, wurde eine anmuthige,

sehr wohnliche und sehr heitere Zelle zur Absonderung nach den Aufregungen der vornehmen Welt, welche den Palast bevölkerte. Dorthin konnte eine ehrgeizige Seele sich flüchten, um die Kränkungen oder Täuschungen des Tages zu verwinden; dort auch konnte, in der Stille und Einsamkeit, das heißt: von allen Herrlichkeiten getrennt, eine bescheidene und melancholische Seele ausruhen. In der That gab es keine überlegenen Würden, keine Pflichten, keine Repräsentation mehr, wenn man einmal diese Freitreppe überschritten, und diese Treppe der Kapelle erklommen hatte. Da herrschte die nämliche Ruhe, wie im Kloster, die nämliche materielle Freiheit, wie im Gefängnißleben. Der Sclave im Palaste kehrte als Gebieter in sein Zimmer in den Nebengebäuden zurück. Eine sanfte und stolze Seele, wie jene der Andrée, fühlte sich in allen diesen Berücksichtigungen behaglich, nicht weil sie von einem getäuschten Ehrgeize, oder von den Anstrengungen einer unbefriedigten Laune ausruhen wollte, sondern Andrée konnte in dem engen Vierecke ihres Zimmers bequemer denken, als in den prächtigen Salons von Trianon, auf diesen Steinplatten, die ihr Fuß mit einer Bangigkeit beschritt, welche man für Schrecken hätte halten mögen. Von da, von diesem entlegenen Winkel aus, wo sie ganz an ihrem Platze sich fühlte, schaute das junge Mädchen ohne Unruhe auf alle Herrlichkeiten zurück, die den Tag über ihre Augen geblendet hatten. Inmitten ihrer Blumen, mit ihrem Clavier, von deutschen Büchern umgeben, die eine so süße Gesellschaft für Leute sind, welche mit dem Herzen lesen, forderte Andrée das Schicksal

heraus, ihr einen Kummer zu senden, oder eine Freude zu rauben.

„Hier,“ sagte sie, wenn sie am Abende, nach dem Vollzuge ihrer Pflichten, heimkehrte, ihren weitfaltigen Nachtmantel anzog, und mit ganzer Seele wie mit voller Brust athmete, „hier besitze ich so ziemlich Alles, was ich bis zu meinem Tode besitzen werde. Vielleicht werde ich einst reicher seyn, aber niemals mich ärmer fühlen; immer wird es Blumen geben, Musik und ein schönes Buch, um die Abgesonderten zu ergötzen.“

Andrée hatte die Erlaubniß erhalten, in ihrer Wohnung zu frühstücken, so oft es ihr beliebte. Diese Gunst war ihr werthvoll. Sie konnte auf diese Weise bis zum Mittage in ihrem Zimmer verweilen, wofern nicht die Dauphine sie zum Vorlesen oder zu irgend einem Morgenspaziergange kommen ließ. Somit frei, ging sie an schönen Tagen aus, und durchschritt allein, mit einem Buche, die großen Wälder, die von Trianon bis Versailles reichen; nach zwei Stunden des Spazierengehens, Nachsinnens und Träumens, kehrte sie dann zurück, um zu frühstücken, oft ohne einen Seigneur, einen Lakaien, einen Menschen oder eine Livrée erblickt zu haben. — Begann die Hitze durch die dichten Schatten der grünen Bäume zu dringen, so besaß Andrée ihr kleines, durch die doppelte Luft des Fensters und der Thüre des Corridors so kühles Zimmer. Ein kleines Sofa, mit Kattun überzogen, vier solche Stühle, ihr züchtiges Bett mit rundem Himmel, von welchem Vorhänge von gleichem Stoffe, wie die Möbelbekleidung, niederquollen, zwei chinesische Vasen auf dem Kamine, ein viereckiger

Tisch mit messingenen Füßen: hieraus bestand dieses kleine Weltall, auf dessen Grenzen Andrée alle ihre Hoffnungen beschränkte, alle ihre Wünsche einengte. — Wir sagten also, daß das junge Mädchen in ihrem Zimmer saß, beschäftiget, an ihren Vater zu schreiben, als ein leiser, an die Thüre des Corridors bescheiden geführter Schlag ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie hob den Kopf empor, als sie die Thüre aufgehen sah, und stieß einen leisen Schrei des Erstaunens aus, da der Nicole freudestrahlendes Antlitz aus dem kleinen Vorzimmer hereinschaute.

---

## Vierundneunzigstes Kapitel.

### Wie die Freude der Einen die Verzweiflung der Andern veranlaßt.

„Guten Morgen, mein Fräulein, ich bin's," sagte Nicole mit einer munteren Verneigung, die jedoch, nach der Kenntniß, welche das junge Mädchen von dem Charakter seiner Gebieterin besaß, nicht frei von Besorgniß war.

„Sie! Und durch welchen Zufall?" versetzte Andrée, ihre Feder weglegend, um die Unterredung besser zu pflegen, die sich so entspann.

„Das Fräulein vergaß mich; ich bin gekommen . . ."

„Aber, wenn ich Sie vergaß, Mademoiselle, so geschah's, weil ich meine Gründe dazu hatte. Wer hat Ihnen erlaubt, zu kommen?"

heraus, ihr einen Kummer zu senden, oder eine Freude zu rauben.

„Hier,“ sagte sie, wenn sie am Abende, nach dem Vollzuge ihrer Pflichten, heimkehrte, ihren weitfaltigen Nachtmantel anzog, und mit ganzer Seele wie mit voller Brust athmete, „hier besitze ich so ziemlich Alles, was ich bis zu meinem Tode besitzen werde. Vielleicht werde ich einst reicher seyn, aber niemals mich ärmer fühlen; immer wird es Blumen geben, Musik und ein schönes Buch, um die Abgesonderten zu ergötzen.“

Andrée hatte die Erlaubniß erhalten, in ihrer Wohnung zu frühstücken, so oft es ihr beliebte. Diese Gunst war ihr werthvoll. Sie konnte auf diese Weise bis zum Mittage in ihrem Zimmer verweilen, wofern nicht die Dauphine sie zum Vorlesen oder zu irgend einem Morgenspaziergange kommen ließ. Somit frei, ging sie an schönen Tagen aus, und durchschritt allein, mit einem Buche, die großen Wälder, die von Trianon bis Versailles reichen; nach zwei Stunden des Spazierengehens, Nachsinnens und Träumens, kehrte sie dann zurück, um zu frühstücken, oft ohne einen Seigneur, einen Lakaien, einen Menschen oder eine Livrée erblickt zu haben. — Begann die Hitze durch die dichten Schatten der grünen Bäume zu dringen, so besaß Andrée ihr kleines, durch die doppelte Luft des Fensters und der Thüre des Corridors so kühles Zimmer. Ein kleines Sofa, mit Kattun überzogen, vier solche Stühle, ihr züchtiges Bett mit rundem Himmel, von welchem Vorhänge von gleichem Stoffe, wie die Möbelbekleidung, niederquollen, zwei chinesische Vasen auf dem Kamine, ein viereckiger

Tisch mit messingenen Füßen: hieraus bestand dieses kleine Weltall, auf dessen Grenzen Andrée alle ihre Hoffnungen beschränkte, alle ihre Wünsche einengte. — Wir sagten also, daß das junge Mädchen in ihrem Zimmer saß, beschäftiget, an ihren Vater zu schreiben, als ein leiser, an die Thüre des Corridors bescheiden geführter Schlag ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie hob den Kopf empor, als sie die Thüre aufgehen sah, und stieß einen leisen Schrei des Erstaunens aus, da der Nicole freudestrahlendes Antlitz aus dem kleinen Vorzimmer hereinschaute.

---

## Vierundneunzigstes Kapitel.

### Wie die Freude der Einen die Verzweiflung der Andern veranlaßt.

„Guten Morgen, mein Fräulein, ich bin's," sagte Nicole mit einer munteren Verneigung, die jedoch, nach der Kenntniß, welche das junge Mädchen von dem Charakter seiner Gebieterin besaß, nicht frei von Besorgniß war.

„Sie! Und durch welchen Zufall?" versetzte Andrée, ihre Feder weglegend, um die Unterredung besser zu pflegen, die sich so entspann.

„Das Fräulein vergaß mich; ich bin gekommen . . ."

„Aber, wenn ich Sie vergaß, Mademoiselle, so geschah's, weil ich meine Gründe dazu hatte. Wer hat Ihnen erlaubt, zu kommen?"

„Der Herr Baron, ohne Zweifel, mein Fräulein,“ antwortete Nicole, indem sie mit einer ziemlich mißvergnügten Miene die beiden schönen, schwarzen Augenbrauen zusammenzog, welche sie der Großmuth des Herrn Raffé verdankte.

„Mein Vater bedarf Ihrer in Paris, und ich brauche Sie hier gar nicht ... Sie können also zurückkehren, mein Kind.“

„O!“ sagte Nicole, „das Fräulein hat nicht viel Anhänglichkeit ... Ich glaubte dem Fräulein weit mehr gefallen zu haben ... Man liebe doch,“ fügte Nicole philosophisch bei, „um ebenfalls geliebt zu werden.“

Und ihre schönen Augen versuchten es mit aller Anstrengung, eine Thräne in ihre Augenlieder zu locken. Es lag Gemüth und Empfindsamkeit zur Genüge in diesem Vorwurfe, um das Mitleiden von Andrée anzuregen.

„Mein Kind,“ versetzte sie, „hier bedient man mich, und ich kann mir nicht erlauben, die Haushaltung der Frau Dauphine mit noch einem Munde zu überladen.“

„Gut! Als ob dieser Mund gar so groß wäre!“ bemerkte Nicole mit einem anmuthigen Lächeln.

„Gleichviel, Nicole, Deine Anwesenheit hier ist unmöglich.“

„Wegen dieser Aehnlichkeit?“ fragte das junge Mädchen. „Sie haben also mein Gesicht nicht angesehen, mein Fräulein?“

„Du scheinest mir wirklich verändert.“

„Ich glaub's wohl; ein schöner Seigneur, jener, welcher dem Herrn Philipp einen Grad verschaffte, kam

gestern zu uns, und äußerte, als er den Herrn Baron darüber traurig sah, Sie ohne Zofe hier zu lassen, daß nichts leichter sey, als mich aus Weiß in Schwarz zu verwandeln. Er nahm mich mit, ließ mich frisiren, wie Sie sehen, und da bin ich."

Andrée lächelte.

„Du liebest mich also sehr," erwiederte sie, „da Du Dich um jeden Preis in Trianon einsperren willst, wo ich fast eine Gefangene bin?"

Nicole warf einen raschen, aber intelligenten Blick um sich.

„Dieses Zimmer ist nicht heiter," sagte sie; „aber Sie bleiben nicht immer darin?"

„Ich ohne Zweifel," antwortete Andrée; „aber Du?"

„Nun denn, ich?"

„Du, die Du nicht in den Salon zur Frau Dauphine gehen, weder Spiel, noch Spaziergang, noch Gesellschaft haben, die Du immer hier bleiben wirst, Du riskirest vor Langeweile zu sterben."

„O!" sagte Nicole, „es giebt wohl irgend ein kleines Fenster, man wird wohl ein Endchen dieser Welt sehen können, wär's auch nur durch den schrägen Ausschnitt einer Thüre. Wenn man sieht, kann man gesehen werden. Dieß ist Alles, was ich brauche; seien Sie unbesorgt um mich."

„Ich wiederhole es, Nicole, nein, ich kann Dich ohne eine ausdrückliche Ordre nicht aufnehmen."

„Von wem?"

„Von meinem Vater."

„Ist dieß Ihr letztes Wort?"

„Ja, dieß ist mein letztes Wort."

Nicole zog aus ihrem Busen den Brief des Barons von Taverney.

„Wohlan," sagte sie, „da meine Bitten und meine Ergebenheit wirkungslos sind, so will ich sehen, ob diese Empfehlung hier mehr nicht vermag."

Andrée las den Brief, welcher lautete, wie folgt:
„Ich weiß, und man bemerkt, meine liebe Andrée, daß „Sie zu Trianon nicht auf dem Fuße leben, auf wel„chem zu leben Ihr Rang Ihnen gebieterisch befiehlt; „Sie sollten zwei Zofen und einen Lakaien, wie ich gute „zwanzigtausend Livres Renten haben; da ich jedoch „mit tausend Livres mich begnüge, so ahmen Sie mir „nach, und nehmen Sie Nicole, die allein so viel werth „ist, als die ganze Dienerschaft, welche Ihnen noth„wendig wäre. Nicole ist flink, intelligent und ergeben; „sie wird den Ton und die Manieren der Oertlichkeit „sich schnell aneignen; Sie werden dafür sorgen, ihren „guten Willen nicht anzueifern, sondern niederzuhalten. „Behalten Sie also dieselbe, und glauben Sie nicht, „daß ich ein Opfer bringe. Sollten Sie dieß glauben, „so erinnern Sie sich, daß Seine Majestät, welche die „Güte hatten, an uns zu denken, bei Ihrem Anblicke „bemerkten, was mir ein guter Freund anvertraute, daß „es Ihnen an Toilette und Repräsentation fehle. Den„ken Sie hieran, es ist von großer Wichtigkeit.

„Ihr wohlgewogener Vater."

Dieser Brief verursachte Andrée eine schmerzliche Verlegenheit. Auf diese Weise sollte sie bis in ihr

neues Wohlergehen durch eine Armuth verfolgt werden, welche sie allein für kein Gebrechen hielt, während sie Jedermann als einen Makel ihr zum Vorwurfe machte. Sie stand auf dem Punkte, vor Zorn ihre Feder zu zerstossen, und den begonnenen Brief zu zerreißen, um dem Barone irgend eine schöne Tirade voll von philosophischer Uneigennützigkeit zu erwiedern, welche Philipp bereitwillig unterzeichnet hätte. Allein es dünkte ihr, das ironische Lächeln des Barons zu sehen, wenn er dieses Meisterstück lesen würde, und alsogleich verschwand ihr ganzer Entschluß. Sie begnügte sich also, auf jene Angelegenheit des Barons durch einen Absatz zu antworten, den sie den Neuigkeiten beifügte, welche sie ihm von Trianon schrieb.

„Mein Vater,“ setzte sie hinzu, „so eben kommt „Nicole an, und ich nehme sie, Ihrem Wunsche ge„mäß, auf; aber was Sie mir hinsichtlich ihrer schrie„ben, hat mich sehr betrübt. Werde ich mit dieser „kleinen Dorfdirne zur Zofe weniger lächerlich seyn, als „ich es allein war, inmitten dieser Reichen des Hofes? „Nicole wird sich unglücklich fühlen, mich gedemüthiget „zu sehen, und mir schlechten Dank dafür wissen, denn „die Diener sind für ihre Person stolz oder demüthig „ob dem Luxus oder der Einfachheit ihrer Gebieter. „Was die Bemerkung Seiner Majestät betrifft, mein „Vater, so erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß „der König zu viel Geist besitzt, um mir mein Unver„mögen, die große Dame zu spielen, übel zu nehmen, „und daß Seine Majestät überdieß zu gefühlvoll sind, „um meine Armuth bemerkt und kritisirt zu haben, an-

„statt sie in einen Wohlstand zu verwandeln, den Ihr „Name und Ihre Verdienste vor den Augen Aller recht„fertigen würden.“

So lautete die Antwort des jungen Mädchens, und man muß gestehen, daß diese reine Unschuld, dieser edle Stolz, gegen die Verschmitztheit und Verderbtheit ihrer Versucher sehr leicht Recht hatten. Andrée sprach nicht mehr von Nicole. Sie behielt sie, so daß diese, begeistert und fröhlich, ... sie wußte warum ... in dem rechts gelegenen Cabinete, das an das Vorzimmer stieß, sogleich ein kleines Bett aufschlug, und sich ganz unansehnlich, ganz ätherisch, ganz schmiegsam machte, um diesem so beschränkten Aufenthalte durch ihre Anwesenheit ihre Gebieterin durchaus nicht zu geniren; man hätte meinen mögen, sie wolle dem Rosenblatte nachäffen, das die Gelehrten Persiens in ein Gefäß voll Wasser hatten fallen lassen, um zu zeigen, daß man etwas hinzuthun könne, ohne das Ueberströmen des Inhaltes zu veranlassen. Andrée begab sich gegen ein Uhr nach Trianon. Nie war sie flinker und zierlicher angekleidet worden. Nicole hatte sich selbst übertroffen; bei ihrem Dienste fehlte nichts, weder Gefälligkeiten, noch Aufmerksamkeiten, noch Rücksichten. Als das Fräulein von Taverney fort war, fühlte sich Nicole Platzkommandantin, und stellte eine genaue Musterung an. Sie ließ nichts unbesichtiget, von den Briefen bis zu den geringsten Flitterzierathen der Anzüge, vom Kamine bis zu den geheimsten Winkeln der Cabinete. Und dann schaute sie durch das Fenster, um die Luft der Nachbarschaft zu schöpfen. Unten ... ein weiter Hof, wo

die Stallwärter die Luxuspferde der Frau Dauphine putzten und striegelten. Stallwärter! . . . Pfui doch! Nicole wendete den Kopf ab. Rechts . . . eine Reihe von Fenstern, in der Richtung des Fensters von Andrée. Einige Köpfe schauten heraus, Köpfe von Zofen und Bohnern. Nicole machte sich geringschätzig an eine andere Prüfung. Gegenüber . . . hielten Musikmeister in einem großen Gemache mit Choristen und Instrumentisten Probe zur St. Ludwigsmesse. Nicole ergötzte sich damit, während des Abstäubens nach ihrer Art zu trällern, so daß sie die Musikmeister zerstreut machte, und die Choristen ungestraft falsch sangen. Aber dieser Zeitvertreib konnte den ehrgeizigen Absichten der Mademoiselle Nicole nicht lange genügen; als Meister und Schüler sich hinreichend gezankt und getäuscht hatten, ging die kleine Person zur Musterung des oberen Stockwerkes über. Alle Fenster waren geschlossen, zudem waren es Mansarden. Nicole begann wieder abzustäuben; aber einen Augenblick nachher öffnete sich eine Mansarde, ohne daß man hätte sehen können, durch welchen Mechanismus es geschah, da Niemand erschien. Dennoch hatte Jemand dieses Fenster geöffnet, und dieser Jemand Nicole gesehen; er verweilte aber nicht, um sie anzuschauen: es war ein sehr impertinenter Jemand. Wenigstens dachte sich dieß Nicole; daher, um nicht zu verfehlen, . . . da sie so gewissenhaft studirte . . . ein Grobiansgesicht zu studiren, kehrte sie bei dem geringsten Gange, den sie durch Andrée's Zimmer machte, beharrlich zum Fenster zurück, um einen raschen Blick auf die Mansarde zu werfen, nämlich auf jenes offene

Auge, das es an Achtung gegen sie gebrechen ließ, indem es sie, aus Mangel an Augensternen, seines Blickes beraubte. Einmal glaubte sie zu bemerken, daß man floh, als sie sich näherte . . . dieß war nicht glaublich, und sie glaubte es auch nicht. Ein anderes Mal war sie dessen beinahe gewiß, indem sie den Rücken des Flüchtigen gesehen hatte, der durch eine schnellere Rückkehr, als er sich derselben versah, überrascht worden war. Nun machte Nicole von der List Gebrauch; sie versteckte sich hinter den Vorhang, und ließ das Fenster angelweit offen, um keinen Verdacht zu erregen. Sie wartete lange, aber endlich erschienen schwarze Haare, dann scheue Hände, die einen vorsichtig geneigten Leib stützten, zuletzt zeigte sich deutlich das ganze Gesicht. Nicole wäre beinahe rückwärts zu Boden gestürzt, und zerknitterte den ganzen Vorhang. Es war das Gesicht des Herrn Gilbert, der da von dieser Mansarde herabschaute. Als Gilbert den Vorhang zittern sah, erkannte er die List, und erschien nicht mehr. Noch mehr . . . das Fenster der Mansarde schloß sich. Kein Zweifel, Gilbert hatte Nicole gesehen; er war verblüfft worden; er hatte sich von der Anwesenheit dieser Feindin überzeugen wollen, und, da er sich selbst entdeckt sah, voll Bestürzung und Zorn die Flucht ergriffen. So legte wenigstens Nicole die Scene aus, und zwar mit gutem Rechte: allerdings mußte man sie auf diese Weise deuten. — Wirklich hätte Gilbert lieber den Teufel gesehen, als Nicole; er schmiedete sich tausend Schreckbilder wegen der Ankunft dieser Aufseherin. Er nährte einen alten Sauerteig des Grolles gegen sie; sie wußte

sein Geheimniß vom Garten der Straße Coq=Héron. Gilbert entfloh mit Bestürzung, nicht nur mit Bestürzung, sondern auch voll Zorn, indem er vor Wuth in seine Finger biß.

„Was hilft mir jetzt," sagte er bei sich, „meine dumme Entdeckung, auf die ich so stolz war! ... Mag Nicole hier einen Liebhaber besitzen; das Uebel ist geschehen, und man wird sie deßhalb nicht von hier fortschicken, während sie, wenn sie das sagt, was ich in der Straße Coq=Héron gethan habe, meine Entlassung aus Trianon bewirken kann... Nicht ich habe Nicole in meiner Gewalt, sondern Nicole hat mich in ihrer Gewalt. O, Wuth!"

Und Gilbert's ganze Eigenliebe, seinen Haß aufstachelnd, machte sein Blut mit einer unerhörten Heftigkeit toben. Es dünkte ihm, daß Nicole, in dieses Zimmer tretend, so eben mit einem teuflischen Lächeln alle glücklichen Träume daraus verscheucht habe, welche Gilbert, von seiner Mansarde aus, täglich mit seinen Wünschen, mit seiner glühenden Liebe, und mit seinen Blumen hinsendete. Hatte Gilbert zu viel zu denken, um sich bisher mit Nicole beschäftigen zu können, oder etwa diesen Gedanken durch den Schrecken entfernt, den sie ihm einflößte? Dieß werden wir nicht entscheiden. — Aber mit Gewißheit dürfen wir behaupten, daß Nicole's Anblick eine wesentlich unangenehme Ueberraschung für ihn war. Er fühlte wohl, daß es früh oder spät zwischen Nicole und ihm zur Kriegserklärung kommen würde; allein da Gilbert ein kluger und politischer Mann war, wollte er nicht, daß dieser Krieg früher

Auge, das es an Achtung gegen sie gebrechen ließ, indem es sie, aus Mangel an Augensternen, seines Blickes beraubte. Einmal glaubte sie zu bemerken, daß man floh, als sie sich näherte . . . dieß war nicht glaublich, und sie glaubte es auch nicht. Ein anderes Mal war sie dessen beinahe gewiß, indem sie den Rücken des Flüchtigen gesehen hatte, der durch eine schnellere Rückkehr, als er sich derselben versah, überrascht worden war. Nun machte Nicole von der List Gebrauch; sie versteckte sich hinter den Vorhang, und ließ das Fenster angelweit offen, um keinen Verdacht zu erregen. Sie wartete lange, aber endlich erschienen schwarze Haare, dann scheue Hände, die einen vorsichtig geneigten Leib stützten, zuletzt zeigte sich deutlich das ganze Gesicht. Nicole wäre beinahe rückwärts zu Boden gestürzt, und zerknitterte den ganzen Vorhang. Es war das Gesicht des Herrn Gilbert, der da von dieser Mansarde herabschaute. Als Gilbert den Vorhang zittern sah, erkannte er die List, und erschien nicht mehr. Noch mehr . . . das Fenster der Mansarde schloß sich. Kein Zweifel, Gilbert hatte Nicole gesehen; er war verblüfft worden; er hatte sich von der Anwesenheit dieser Feindin überzeugen wollen, und, da er sich selbst entdeckt sah, voll Bestürzung und Zorn die Flucht ergriffen. So legte wenigstens Nicole die Scene aus, und zwar mit gutem Rechte: allerdings mußte man sie auf diese Weise deuten. — Wirklich hätte Gilbert lieber den Teufel gesehen, als Nicole; er schmiedete sich tausend Schreckbilder wegen der Ankunft dieser Aufseherin. Er nährte einen alten Sauerteig des Grolles gegen sie; sie wußte

sein Geheimniß vom Garten der Straße Coq=Héron. Gilbert entfloh mit Bestürzung, nicht nur mit Bestürzung, sondern auch voll Zorn, indem er vor Wuth in seine Finger biß.

„Was hilft mir jetzt," sagte er bei sich, „meine dumme Entdeckung, auf die ich so stolz war! ... Mag Nicole hier einen Liebhaber besitzen; das Uebel ist geschehen, und man wird sie deßhalb nicht von hier fortschicken, während sie, wenn sie das sagt, was ich in der Straße Coq=Héron gethan habe, meine Entlassung aus Trianon bewirken kann... Nicht ich habe Nicole in meiner Gewalt, sondern Nicole hat mich in ihrer Gewalt. O, Wuth!"

Und Gilbert's ganze Eigenliebe, seinen Haß aufstachelnd, machte sein Blut mit einer unerhörten Heftigkeit toben. Es dünkte ihm, daß Nicole, in dieses Zimmer tretend, so eben mit einem teuflischen Lächeln alle glücklichen Träume daraus verscheucht habe, welche Gilbert, von seiner Mansarde aus, täglich mit seinen Wünschen, mit seiner glühenden Liebe, und mit seinen Blumen hinsendete. Hatte Gilbert zu viel zu denken, um sich bisher mit Nicole beschäftigen zu können, oder etwa diesen Gedanken durch den Schrecken entfernt, den sie ihm einflößte? Dieß werden wir nicht entscheiden. — Aber mit Gewißheit dürfen wir behaupten, daß Nicole's Anblick eine wesentlich unangenehme Ueberraschung für ihn war. Er fühlte wohl, daß es früh oder spät zwischen Nicole und ihm zur Kriegserklärung kommen würde; allein da Gilbert ein kluger und politischer Mann war, wollte er nicht, daß dieser Krieg früher

losbräche, als er im Stande wäre, ihn energisch und gut zu führen. Er beschloß also, den Todten zu spielen, bis der Zufall ihm eine günstige Gelegenheit zur Wiederauferstehung böte, oder bis Nicole, aus Schwäche oder Noth, hinsichtlich seiner einen Schritt riskiren dürfte, durch den sie ihre Vortheile verlöre. Deßhalb fuhr er fort, ganz Auge, ganz Ohr für Andrée, aber umsichtig, wachsam ohne Nachlaß, von den inneren Angelegenheiten des ersten Zimmers des Corridors stets sich Kunde zu verschaffen, ohne daß Nicole ihn auch nur ein einziges Mal in den Gärten hätte treffen können. Zum Unglücke für Nicole, war sie nicht tadellos, und wäre sie es auch zur Zeit gewesen, so lag doch jedenfalls in ihrer Vergangenheit irgend ein Stein des Anstoßes, über den man sie straucheln machen konnte. Dieß ereignete sich nach Verlauf von acht Tagen. Am Abende und in der Nacht lauernd, erblickte Gilbert zuletzt durch die Gitter einen Federbusch, der ihm nicht unbekannt war. Der Federbusch plauderte zu Nicole von unaufhörlichen Zerstreuungen, denn er gehörte dem Herrn Beausire, welcher, dem Hofe folgend, von Paris nach Trianon ausgewandert war. Lange Zeit spielte Nicole die Grausame, lange Zeit ließ sie Herrn Beausire vor Kälte mit den Zähnen klappern, oder in der Sonnenhitze zerschmelzen, und diese Tugend brachte Gilbert zur Verzweiflung; allein eines schönen Abendes, da Herr Beausire ohne Zweifel die Grenzen der mimischen Beredsamkeit überschritten, und die Ueberredung gefunden hatte, benützte Nicole den Moment, da Andrée mit Frau von Noailles im Pavillon dinirte, um

in den Hof der Ställe zu Herrn Beausire hinabzugehen, der seinem Freunde, dem Aufseher der Ställe, ein kleines irländisches Pferd dressiren half. Vom Hofe ging man in den Garten, und vom Garten in die schattige Allee, die nach Versailles führt. Gilbert folgte dem Liebespaare mit der wilden Freude eines Tigers, der eine Fährte wittert. Er zählte ihre Schritte, ihre Seufzer, lernte auswendig, was er von ihren Worten erhaschte, und man muß glauben, daß der Erfolg günstig war, denn am andern Tage zeigte er sich, jedes Hindernisses ledig, trällernd und beherzt an der Mansarde, ohne mehr zu fürchten, von Nicole gesehen zu werden, sondern im Gegentheile mit der Miene, ihrem Blicke zu trotzen. Diese besserte eben einen seidegestickten Fausthandschuh für ihre Gebieterin aus; bei dem Klange des Liedes hob sie den Kopf empor, und sah Gilbert. Ihre erste Kundgebung war ein gewisses geringschätziges Naserümpfen, das in ein saueres Gesicht überging, und auf eine Meile nach ihrer Feindseligkeit roch... Aber Gilbert hielt diesen Blick und dieses Naserümpfen mit einem so sonderbaren Lächeln aus, er legte so viel Herausforderung in seine Haltung und in seine Art zu singen, daß Nicole den Kopf neigte und erröthete.

„Sie merkt's," sagte Gilbert bei sich; „mehr verlangte ich nicht."

Seitdem setzte er dieses Verfahren fort, und nun kam die Reihe, zu zittern, an Nicole, so daß der Wunsch einer Unterredung mit Gilbert in ihr entstand, um das Herz jener Last zu entledigen, welche die ironischen Blicke des jungen Gärtners auf dasselbe geschleudert

hatten. Gilbert gewahrte, daß man ihn aufsuchte. Er konnte sich in dem kurzen, trockenen Husten, der bei dem Fenster erscholl, wenn Nicole wußte, daß er in seinem Dachstübchen sey, und in dem Zu- und Abgehen des jungen Mädchens im Corridor nicht täuschen, wenn es vermuthen konnte, daß er herabkommen oder hinaufgehen würde. Einen Moment fühlte er sich ob diesem Triumphe sehr glücklich, den er völlig seiner Charakterstärke und seiner Art des Verfahrens zuschrieb. Nicole belauerte ihn so gut, daß sie ihn einmal seine Treppe hinaufgehen sah; sie rief ihn, er antwortete nicht. Die junge Nicole trieb ihre Neugier oder Furcht noch weiter; sie zog eines Abends ihre hübschen Hackenpantoffel aus, eine Erbschaft Andrée's, und wagte sich zitternd und rasch in die Dachung, in deren Hintergrunde man Gilbert's Thüre sah. Es war noch hell genug, daß der Letztere, von dem Herannahen des jungen Mädchens unterrichtet, Nicole durch die Fugen oder vielmehr durch die Spalten der Bretter deutlich zu erkennen vermochte. Sie klopfte an seine Thüre, wohl wissend, daß er in seinem Zimmer sey. Gilbert antwortete nicht. Dennoch war dieß für ihn eine gefährliche Versuchung. Er konnte nach Belieben diejenige demüthigen, welche jetzt kam, ihn um Verzeihung zu bitten. Er war allein, glühend und bebend allnächtlich bei der Erinnerung an Taverney, das Auge an die Thüre geschmiegt, die bezaubernde Schönheit dieses wollüstigen Mädchens mit den Blicken verschlingend; überreizt durch die vorläufige Wirkung seiner Eigenliebe, hob er bereits die Hand auf, um den Riegel zu ziehen, den er mit seiner ge-

wohnten Vorsicht und Umsicht vorgeschoben hatte, um nicht überrascht zu werden.

„Nein," sagte er bei sich, „nein, bei ihr ist Alles nur Berechnung; aus Furcht und Eigennutz kommt sie, mich zu bitten. Sie würde also etwas dabei gewinnen; wer weiß, was ich dabei verlöre?"

Und also schließend, ließ er seine Hand an seiner Seite herabsinken. Nachdem Nicole zwei- oder dreimal an die Thüre geklopft hatte, entfernte sie sich, die Stirne runzelnd. Gilbert bewahrte sohin alle seine Vortheile; Nicole verdoppelte nun ihre List, um die ihrigen nicht völlig zu verlieren. Endlich beschränkten sich so viele Projekte und Gegenminen auf folgende Worte, welche die beiden kriegführenden Parteien eines Abends an der Thüre der Kapelle wechselten, wo der Zufall sie zusammengebracht hatte.

„Ei, guten Abend, Herr Gilbert; Sie sind also hier?"

„Ei, guten Abend, Mademoiselle Nicole; Sie sind also in Trianon?"

„Wie Sie sehen, Zofe des Fräuleins."

„Und ich Gärtnergehilfe."

Nicole machte sofort Gilbert eine schöne Verneigung, der sie wie ein Hofmann grüßte, und sie trennten sich. Gilbert begab sich wieder in seine Wohnung; er stellte sich, als ob er seinen Weg fortsetzte. Nicole trat aus ihrer Wohnung, und ging wieder ihres Weges; Gilbert aber schlich wieder herab, und folgte Nicole, in der sichern Meinung, daß sie Herrn Beausire aufsuchen würde. In der That befand sich im Schatten der

hatten. Gilbert gewahrte, daß man ihn aufsuchte. Er konnte sich in dem kurzen, trockenen Husten, der bei dem Fenster erscholl, wenn Nicole wußte, daß er in seinem Dachstübchen sey, und in dem Zu- und Abgehen des jungen Mädchens im Corridor nicht täuschen, wenn es vermuthen konnte, daß er herabkommen oder hinaufgehen würde. Einen Moment fühlte er sich ob diesem Triumphe sehr glücklich, den er völlig seiner Charakterstärke und seiner Art des Verfahrens zuschrieb. Nicole belauerte ihn so gut, daß sie ihn einmal seine Treppe hinaufgehen sah; sie rief ihn, er antwortete nicht. Die junge Nicole trieb ihre Neugier oder Furcht noch weiter; sie zog eines Abends ihre hübschen Hackenpantoffel aus, eine Erbschaft Andrée's, und wagte sich zitternd und rasch in die Dachung, in deren Hintergrunde man Gilbert's Thüre sah. Es war noch hell genug, daß der Letztere, von dem Herannahen des jungen Mädchens unterrichtet, Nicole durch die Fugen oder vielmehr durch die Spalten der Bretter deutlich zu erkennen vermochte. Sie klopfte an seine Thüre, wohl wissend, daß er in seinem Zimmer sey. Gilbert antwortete nicht. Dennoch war dieß für ihn eine gefährliche Versuchung. Er konnte nach Belieben diejenige demüthigen, welche jetzt kam, ihn um Verzeihung zu bitten. Er war allein, glühend und bebend allnächtlich bei der Erinnerung an Taverney, das Auge an die Thüre geschmiegt, die bezaubernde Schönheit dieses wollüstigen Mädchens mit den Blicken verschlingend; überreizt durch die vorläufige Wirkung seiner Eigenliebe, hob er bereits die Hand auf, um den Riegel zu ziehen, den er mit seiner ge-

wohnten Vorsicht und Umsicht vorgeschoben hatte, um nicht überrascht zu werden.

„Nein,“ sagte er bei sich, „nein, bei ihr ist Alles nur Berechnung; aus Furcht und Eigennutz kommt sie, mich zu bitten. Sie würde also etwas dabei gewinnen; wer weiß, was ich dabei verlöre?“

Und also schließend, ließ er seine Hand an seiner Seite herabsinken. Nachdem Nicole zwei- oder dreimal an die Thüre geklopft hatte, entfernte sie sich, die Stirne runzelnd. Gilbert bewahrte sohin alle seine Vortheile; Nicole verdoppelte nun ihre List, um die ihrigen nicht völlig zu verlieren. Endlich beschränkten sich so viele Projekte und Gegenminen auf folgende Worte, welche die beiden kriegführenden Parteien eines Abends an der Thüre der Kapelle wechselten, wo der Zufall sie zusammengebracht hatte.

„Ei, guten Abend, Herr Gilbert; Sie sind also hier?“

„Ei, guten Abend, Mademoiselle Nicole; Sie sind also in Trianon?“

„Wie Sie sehen, Zofe des Fräuleins.“

„Und ich Gärtnergehilfe.“

Nicole machte sofort Gilbert eine schöne Verneigung, der sie wie ein Hofmann grüßte, und sie trennten sich. Gilbert begab sich wieder in seine Wohnung; er stellte sich, als ob er seinen Weg fortsetzte. Nicole trat aus ihrer Wohnung, und ging wieder ihres Weges; Gilbert aber schlich wieder herab, und folgte Nicole, in der sichern Meinung, daß sie Herrn Beausire aufsuchen würde. In der That befand sich im Schatten der

Allee ein Mann, welcher wartete; Nicole bemerkte es; es war schon zu düster, als daß Gilbert den Herrn Beausire erkennen konnte, und der fehlende Federbusch war ihm so auffallend, daß er Nicole in die Wohnung zurückkehren ließ, und dem Unbekannten bei dem Rendez-vous bis zum Gitter von Trianon folgte. Es war nicht Herr Beausire, sondern ein Mann von vorgerücktem Alter, oder vielmehr von entschiedenem Alter, mit der Haltung eines vornehmen Seigneur, und einem flinken Gange ungeachtet des Alters; Gilbert erkannte, als er sich näherte, und mit einer unverschämten Keckheit fast unter der Nase dieser Person vorüberging, den Herrn Herzog von Richelieu.

„Alle Wetter!" sagte er, „nach dem Exempte der Marschall von Frankreich; Mademoiselle Nicole steigt im Grad."

## Fünfundneunzigstes Kapitel.

### Die Parlamente.

Während alle diese untergeordneten Intriguen, ausgebrütet und aufgeblüht unter den Linden und in den Blumen von Trianon, den Milben dieser kleinen Welt ein ziemlich belebtes Daseyn bildeten, breiteten die großen Intriguen der Stadt, drohende Stürme, ihre weiten Schwingen über dem Palaste der Themis aus, wie Herr Jean Dubarry auf mythologische Weise seiner Schwägerin geschrieben hatte. Die Parlamente, ein entarteter Rest der alten französischen Opposition, hatten

unter der launenhaften Hand Ludwigs XV. wieder Athem geschöpft; aber seitdem war ihr Protector, Herr von Choiseul, gefallen; sie fühlten, daß die Gefahr sich ihnen nahe, und schickten sich an, sie durch so energische Maßregeln zu beschwören, als die Lage es erlaubte. Jede große allgemeine Erschütterung entzündet sich durch eine persönliche Frage, wie die großen Schlachten von Armeecorps mit Gefechten isolirter Plänkler beginnen. Seitdem Herr de la Chalotais, Herrn von Aiguillon um den Leib fassend, den Kampf des dritten Standes mit der Feudalität verpersönlicht hatte, blieb die öffentliche Meinung dabei stehen, und duldete nicht, daß man die Frage verrücke. Nun aber hatte der König, den das Parlament von Bretagne und von ganz Frankreich mit einer Sündfluth von mehr oder minder unterwürfigen und kindlichen Vorstellungen überschwemmten, durch den Einfluß der Madame Dubarry, so eben der Feudalität gegen den dritten Stand Recht gegeben, indem er dem Herrn von Aiguillon das Commando seiner leichten Reiterei übertrug. Herr Jean Dubarry hatte es genau bezeichnet: es war eine harte Maulschelle auf die Wange der lieben und getreuen Räthe vom Parlamentshofe.

„Wie würde diese Maulschelle aufgenommen werden?" Dieß war die Frage, welche der Hof und die Stadt an jedem Morgen bei Aufgang der Sonne sich stellten. Die Leute des Parlaments sind geschickte Leute, und da, wo viele Andere verlegen sind, sehen sie klar. Sie begannen damit, sich über die Anwendung und den Erfolg der Maulschelle unter sich zu verständigen, wornach sie folgenden Beschluß faßten, nachdem sie festge=

stellt hatten, daß die Maulschelle gegeben und empfangen worden war: „Der Parlamentshof wird über das Benehmen des Exgouverneurs von Bretagne berathen, und seine Meinung abgeben.“ Doch der König lenkte den Schlag ab, indem er den Pairs und Prinzen das Verbot einschärfte, sich in den Palast zu begeben, um irgend einer Berathung, was immer für eine sie seyn möge, den Herrn von Aiguillon betreffend, beizuwohnen; sie gehorchten buchstäblich. Nun erließ das Parlament, entschlossen, das Nöthige selbst zu thun, einen Spruch, in welchem es erklärte, daß der Herzog von Aiguillon, selbst solcher Handlungen schwer beschuldiget und verdächtig, die seine Ehre befleckten, als Pair von den Verrichtungen der Pairie so lange suspendirt sey, bis er durch ein vom Pairshofe in den Formen und mit den Feierlichkeiten, vorgeschrieben durch die Gesetze und Ordonnanzen des Königreiches, die nichts ersetzen könne, erlassenes Erkenntniß, sich von den seine Ehre befleckenden Anklagen und Verdachtsgründen gänzlich würde gereinigt haben. Allein ein solcher, im Parlamentshofe, in Gegenwart der Betheiligten erlassener, und in die Register eingetragener Spruch, war nichts; er bedurfte der Veröffentlichung, der allgemeinen Kunde; er bedurfte jenes Scandals, welches anzustiften das Lied in Frankreich nie sich scheut, wodurch das Lied souverain wird, Beherrscher der Ereignisse und der Menschen. Man mußte diesen Parlamentsspruch zur Macht des Liedes erheben. Paris verlangte es nicht besser, als sich bei diesem Scandale zu betheiligen; dem Hofe wenig geneigt, wenig dem Par-

lamente, harrete dieses in beständiger Aufwallung befindliche Paris irgend eines guten Stoffes, um zu lachen, als Uebergang von allen jenen Thränenstoffen, die man ihm seit hundert Jahren lieferte. Der Spruch war in gebührender Form erlassen; das Parlament ernannte Commissäre, um ihn unter ihren Augen drucken zu lassen. Man zog zehntausend Exemplare von diesem Spruche ab, deren Vertheilung in einem Momente organisirt war. Hierauf begaben sich, da es den Formen gemäß war, den Hauptbetheiligten von dem in Kenntniß zu setzen, was der Hof über ihn beschloß, die nämlichen Commissäre in das Hôtel des Herrn Herzogs von Aiguillon, der wegen eines dringenden Rendez-vous so eben in Paris angekommen war. Dieses Rendez-vous war nichts Anderes, als eine bestimmte und freimüthige, nothwendig gewordene Unterredung zwischen dem Herzoge, und dessen Onkel, dem Marschalle. Durch Raffé hatte ganz Versailles in einer Stunde den edlen Widerstand des alten Herzogs gegen die Befehle des Königs, das Portefeuille des Herrn von Choiseul betreffend, erfahren. Von Versailles aus war die nämliche Neuigkeit in ganz Paris und in ganz Frankreich verbreitet worden, so daß Herr von Richelieu seit einiger Zeit auf den Schild der Volksthümlichkeit sich emporgehoben sah, von wo herab er der Madame Dubarry und seinem lieben Neffen Grimmassen machte. Die Lage des ohnehin schon sehr unpopulären Herrn von Aiguillon war nicht gut. Der vom Volke so gehaßte Marschall, aber gefürchtet, weil er das lebendige Gepräge des unter Ludwig XV. so geachteten und so achtungswerthen Adels war; der Mar-

stellt hatten, daß die Maulschelle gegeben und empfangen worden war: „Der Parlamentshof wird über das Benehmen des Exgouverneurs von Bretagne berathen, und seine Meinung abgeben.“ Doch der König lenkte den Schlag ab, indem er den Pairs und Prinzen das Verbot einschärfte, sich in den Palast zu begeben, um irgend einer Berathung, was immer für eine sie seyn möge, den Herrn von Aiguillon betreffend, beizuwohnen; sie gehorchten buchstäblich. Nun erließ das Parlament, entschlossen, das Nöthige selbst zu thun, einen Spruch, in welchem es erklärte, daß der Herzog von Aiguillon, selbst solcher Handlungen schwer beschuldiget und verdächtig, die seine Ehre befleckten, als Pair von den Verrichtungen der Pairie so lange suspendirt sey, bis er durch ein vom Pairshofe in den Formen und mit den Feierlichkeiten, vorgeschrieben durch die Gesetze und Ordonnanzen des Königreiches, die nichts ersetzen könne, erlassenes Erkenntniß, sich von den seine Ehre befleckenden Anklagen und Verdachtsgründen gänzlich würde gereinigt haben. Allein ein solcher, im Parlamentshofe, in Gegenwart der Betheiligten erlassener, und in die Register eingetragener Spruch, war nichts; er bedurfte der Veröffentlichung, der allgemeinen Kunde; er bedurfte jenes Scandals, welches anzustiften das Lied in Frankreich nie sich scheut, wodurch das Lied souverain wird, Beherrscher der Ereignisse und der Menschen. Man mußte diesen Parlamentsspruch zur Macht des Liedes erheben. Paris verlangte es nicht besser, als sich bei diesem Scandale zu betheiligen; dem Hofe wenig geneigt, wenig dem Par=

lamente, harrete dieses in beständiger Aufwallung befindliche Paris irgend eines guten Stoffes, um zu lachen, als Uebergang von allen jenen Thränenstoffen, die man ihm seit hundert Jahren lieferte. Der Spruch war in gebührender Form erlassen; das Parlament ernannte Commissäre, um ihn unter ihren Augen drucken zu lassen. Man zog zehntausend Exemplare von diesem Spruche ab, deren Vertheilung in einem Momente organisirt war. Hierauf begaben sich, da es den Formen gemäß war, den Hauptbetheiligten von dem in Kenntniß zu setzen, was der Hof über ihn beschloß, die nämlichen Commissäre in das Hôtel des Herrn Herzogs von Aiguillon, der wegen eines dringenden Rendez-vous so eben in Paris angekommen war. Dieses Rendez-vous war nichts Anderes, als eine bestimmte und freimüthige, nothwendig gewordene Unterredung zwischen dem Herzoge, und dessen Onkel, dem Marschalle. Durch Raffé hatte ganz Versailles in einer Stunde den edlen Widerstand des alten Herzogs gegen die Befehle des Königs, das Portefeuille des Herrn von Choiseul betreffend, erfahren. Von Versailles aus war die nämliche Neuigkeit in ganz Paris und in ganz Frankreich verbreitet worden, so daß Herr von Richelieu seit einiger Zeit auf den Schild der Volksthümlichkeit sich emporgehoben sah, von wo herab er der Madame Dubarry und seinem lieben Neffen Grimmassen machte. Die Lage des ohnehin schon sehr unpopulären Herrn von Aiguillon war nicht gut. Der vom Volke so gehaßte Marschall, aber gefürchtet, weil er das lebendige Gepräge des unter Ludwig XV. so geachteten und so achtungswerthen Adels war; der Mar-

stellt hatten, daß die Maulschelle gegeben und empfangen worden war: „Der Parlamentshof wird über das Benehmen des Exgouverneurs von Bretagne berathen, und seine Meinung abgeben.“ Doch der König lenkte den Schlag ab, indem er den Pairs und Prinzen das Verbot einschärfte, sich in den Palast zu begeben, um irgend einer Berathung, was immer für eine sie seyn möge, den Herrn von Aiguillon betreffend, beizuwohnen; sie gehorchten buchstäblich. Nun erließ das Parlament, entschlossen, das Nöthige selbst zu thun, einen Spruch, in welchem es erklärte, daß der Herzog von Aiguillon, selbst solcher Handlungen schwer beschuldiget und verdächtig, die seine Ehre befleckten, als Pair von den Verrichtungen der Pairie so lange suspendirt sey, bis er durch ein vom Pairshofe in den Formen und mit den Feierlichkeiten, vorgeschrieben durch die Gesetze und Ordonnanzen des Königreiches, die nichts ersetzen könne, erlassenes Erkenntniß, sich von den seine Ehre befleckenden Anklagen und Verdachtsgründen gänzlich würde gereinigt haben. Allein ein solcher, im Parlamentshofe, in Gegenwart der Betheiligten erlassener, und in die Register eingetragener Spruch, war nichts; er bedurfte der Veröffentlichung, der allgemeinen Kunde; er bedurfte jenes Scandals, welches anzustiften das Lied in Frankreich nie sich scheut, wodurch das Lied souverain wird, Beherrscher der Ereignisse und der Menschen. Man mußte diesen Parlamentsspruch zur Macht des Liedes erheben. Paris verlangte es nicht besser, als sich bei diesem Scandale zu betheiligen; dem Hofe wenig geneigt, wenig dem Par-

lamente, harrete dieses in beständiger Aufwallung befindliche Paris irgend eines guten Stoffes, um zu lachen, als Uebergang von allen jenen Thränenstoffen, die man ihm seit hundert Jahren lieferte. Der Spruch war in gebührender Form erlassen; das Parlament ernannte Commissäre, um ihn unter ihren Augen drucken zu lassen. Man zog zehntausend Exemplare von diesem Spruche ab, deren Vertheilung in einem Momente organisirt war. Hierauf begaben sich, da es den Formen gemäß war, den Hauptbetheiligten von dem in Kenntniß zu setzen, was der Hof über ihn beschloß, die nämlichen Commissäre in das Hôtel des Herrn Herzogs von Aiguillon, der wegen eines dringenden Rendez-vous so eben in Paris angekommen war. Dieses Rendez-vous war nichts Anderes, als eine bestimmte und freimüthige, nothwendig gewordene Unterredung zwischen dem Herzoge, und dessen Onkel, dem Marschalle. Durch Raffé hatte ganz Versailles in einer Stunde den edlen Widerstand des alten Herzogs gegen die Befehle des Königs, das Portefeuille des Herrn von Choiseul betreffend, erfahren. Von Versailles aus war die nämliche Neuigkeit in ganz Paris und in ganz Frankreich verbreitet worden, so daß Herr von Richelieu seit einiger Zeit auf den Schild der Volksthümlichkeit sich emporgehoben sah, von wo herab er der Madame Dubarry und seinem lieben Neffen Grimmassen machte. Die Lage des ohnehin schon sehr unpopulären Herrn von Aiguillon war nicht gut. Der vom Volke so gehaßte Marschall, aber gefürchtet, weil er das lebendige Gepräge des unter Ludwig XV. so geachteten und so achtungswerthen Adels war; der Mar-

schall, so veränderlich, daß man ihn, nach der Wahl einer Partei, schonungslos über sie losziehen sah, wenn die Umstände es gestatteten, oder ein Witz daraus entspringen konnte; Richelieu, sagen wir, war ein fataler Feind auf dem Nacken, um so mehr, da die schlimmere Seite seiner Feindschaft immer jene war, die er geheim hielt, um das zu thun, was er Ueberraschungen nannte.

Der Herzog von Aiguillon hatte, seit seiner Unterredung mit Madame Dubarry, zwei schwache Seiten. Alles durchschauend, was Richelieu an Groll und Rachegelüst unter der anscheinenden gleichen Gemüthsstimmung barg, that er, was man im Falle des Sturmes thun soll: er durchschmetterte die Wettersäule mit Kanonenschüssen, wohl überzeugt, daß die Gefahr minder groß seyn würde, wenn man sich ihr muthig entgegenwürfe. Er begann also, seinen Onkel überall aufzusuchen, um eine ernste Unterredung mit ihm zu pflegen; aber nichts war schwieriger, seitdem der Marschall seinen Wunsch gewittert hatte. Märsche und Gegenmärsche begannen; wenn der Marschall seinen Neffen von weitem erblickte, schleuderte er ihm ein flüchtiges Lächeln zu, und umgab sich alsogleich mit Leuten, die jeden Verkehr unmöglich machten; er trotzte so dem Feinde, wie in einer uneinnehmbaren Festung. Der Herzog von Aiguillon durchschmetterte die Wettersäule. Er begab sich geradezu nach Versailles zu seinem Onkel. Aber Raffé, als Schildwache an seinem kleinen Hôtelfenster mit der Aussicht in den Hof, erkannte die Livrée des Herzogs, und setzte seinen Gebieter in Kenntniß. Der Herzog gelangte bis in das Schlafzimmer des Marschalls; dort traf er Raffé,

der, mit einem Lächeln voll Vertraulichkeit, die Indiscretion beging, diesem Neffen zu erzählen, daß sein Onkel die Nacht außerhalb des Hôtels zugebracht habe. Der Herzog biß sich auf die Lippen, und machte einen guten Rückzug. Heimgekehrt, ersuchte er den Marschall schriftlich um Audienz. Der Marschall konnte sich einer Antwort nicht entziehen. Er konnte, wenn er antwortete, die Audienz nicht verweigern, und auf welche Art, wenn er die Audienz gewährte, eine gute Erklärung versagen? Herr von Aiguillon glich allzu sehr jenen manierlichen und charmanten Raufbolden, die ihre schlechten Absichten unter einer liebenswürdigen Artigkeit verbergen, ihren Mann mit Verbeugungen auf den Kampfplatz geleiten, und dort ohne Barmherzigkeit umbringen. Der Marschall besaß nicht genug Eigenliebe, um sich einem Wahne zu überlassen; er kannte die ganze Stärke seines Neffen. Einmal ihm gegenüber, würde ihm dieser Widersacher eine Verzeihung, oder eine Einräumung entreißen. Nun aber verzieh Richelieu niemals, und einem Feinde Einräumungen machen, ist in der Politik immer ein Hauptfehler. Er stellte sich also, bei dem Empfange des Briefes des Herrn von Aiguillon, Paris auf mehrere Tage verlassen zu haben. Raffé, den er deßhalb befragte, gab ihm folgenden Rath: „Wir sind auf dem Wege, den Herrn von Aiguillon in's Verderben zu stürzen. Unsere Freunde in den Parlamenten vollziehen das Werk. Wenn Herr von Aiguillon, der es vermuthet, vor dem Ausbruche sich Ihrer bemächtigen kann, wird er Ihnen ein Versprechen entreißen, im Unglücksfalle ihm beizustehen, denn Ihr Groll ist von sol-

cher Art, daß sie ihn nicht geradezu einem Familien-interesse vorziehen können; weigern Sie sich aber, so geht Herr von Aiguillon von dannen, und bezeichnet Sie als Ihren Feind, indem er Ihnen das Uebel beimißt, und er geht erleichtert fort, wie man es immer ist, wenn man die Ursache des Uebels gefunden hat, obgleich das Uebel nicht beseitiget ist."

„Das ist sehr richtig," erwiederte Richelieu, „allein ich kann mich nicht ewig verstecken. Wie viele Tage sind noch bis zum Ausbruche?"

„Sechs Tage, Monseigneur."

„Ist's gewiß?"

Raffé zog aus seiner Tasche den Brief eines Parlamentsrathes; dieser Brief enthielt nur folgende drei Zeilen:

„Es wurde beschlossen, daß der Spruch gefällt werden solle. Es wird am Donnerstage geschehen, der letzten von der Versammlung anberaumten Frist."

„In diesem Falle ist ganz einfach zu verfahren," versetzte der Marschall. „Sende dem Herzoge seinen Brief mit einem Billete von Deiner Hand zurück.

„Herr Herzog!"

„Sie werden die Abreise des Herrn Herzogs nach *** „erfahren haben. Diese Luftveränderung ist vom Arzte „des Herrn Marschalls, den er ein wenig angegriffen „findet, für unerläßlich erkannt worden. Wenn Sie, „wie ich nach dem, was Sie vor Kurzem mir zu sa„gen mich beehrten, mit dem Herrn Marschalle zu spre„chen wünschen, so kann ich Ihnen versichern, daß am „Donnerstage Abends der Herr Marschall, von ***

„zurückkehrend, in seinem Hôtel zu Paris schlafen wird, „wo Sie ihn unfehlbar treffen werden.“

„Und nun,“ fügte der Marschall bei, „verbirg mich irgendwo bis Donnerstag.“

Raffé befolgte seine Instruktionen pünktlich. Das Billet wurde geschrieben und abgesendet, das Versteck gefunden. Doch der Herr Herzog von Richelieu, der sich sehr langweilte, entfernte sich eines Abends, und begab sich nach Trianon, um mit Nicole zu sprechen. Er wagte nichts, oder glaubte, nichts zu wagen, da er wußte, daß der Herr Herzog von Aiguillon zu Luciennes sich befinde. Aus diesem Manöver erfolgte, daß, wenn Herr von Aiguillon etwas vermuthete, er wenigstens dem Schlage nicht zuvorkommen konnte, der ihm drohte, weil er dem Degen seines Feindes nicht zu begegnen vermochte. Die Donnerstagsfrist befriedigte ihn; er fuhr an diesem Tage von Versailles mit der Hoffnung ab, diesen ungreifbaren Gegner endlich zu treffen und zu bekämpfen. Dieß war, wie wir sagten, der Tag, an welchem das Parlament den Spruch gefällt hatte.

Eine noch dumpfe, aber für den Pariser vollkommen verständliche Gährung, der das Niveau seiner Wellen so gut kennt, herrschte in den großen Straßen, durch welche der Wagen des Herrn von Aiguillon fuhr. Man gab auf ihn nicht Acht, denn er hatte die Vorsicht gebraucht, in einem mit zwei Grauschimmeln bespannten Wagen ohne Wappen zu fahren, als ob er auf ein Liebesabenteuer ausginge. Er sah zwar da und dort geschäftige Leute, die sich ein Papier wiesen, es mit vielen Geberden lasen, und in Gruppen wirbelten, wie Ameisen um

ein auf den Boden gefallenes Stückchen Zucker; doch dieß war die Zeit harmloser Bewegungen: das Volk gruppirte sich so wegen einer Getreidtaxe, wegen eines Artikels der holländischen Zeitung, wegen eines vierzeiligen Verses von Voltaire, oder wegen eines Liedes gegen die Dubarry oder gegen Herrn von Maupeou.

Herr von Aiguillon begab sich gerade in das Hôtel des Herrn von Richelieu. Er traf dort nur Raffé.

„Man erwarte den Herrn Marschall," äußerte dieser, „alle Augenblicke; irgend eine Zögerung der Post halte ihn an den Barrièren zurück."

Herr von Aiguillon entschloß sich, zu warten, indem er Raffé einen Anflug übler Laune merken ließ, denn er hielt die Entschuldigung für eine neue Niederlage. Diese Laune wurde wohl noch schlimmer, als Raffé ihm antwortete, daß der Marschall bei seiner Heimkunft sehr betrübt darüber seyn würde, daß man den Herrn von Aiguillon habe warten lassen; daß er zudem nicht in Paris schlafen dürfte, wie er es der früheren Verabredung gemäß thun wollte; daß er, ohne Zweifel, nicht allein vom Lande zurückkommen, und nur gelegentlich seiner Durchfahrt durch Paris die Neuigkeiten bei seinem Hôtel in Empfang nehmen, Herr von Aiguillon folglich wohl thun würde, in seine Wohnung zurückzukehren, wo der Marschall im Vorbeifahren zuspräche.

„Hören Sie, Raffé," sagte von Aiguillon, der während dieser ganz unklaren Erwiederung sehr düster geworden war, „Sie sind der Vertraute meines Onkels; antworten Sie mir als ein ehrlicher Mann. Man treibt sein Spiel mit mir, nicht wahr, und der Herr Mar-

schall will meinen Besuch nicht. Unterbrechen Sie mich nicht, Raffé; Sie haben mir oft einen guten Rath gegeben, und ich konnte Ihnen oft, was ich wieder seyn werde, ein guter Freund seyn; muß ich nach Versailles zurückkehren?"

„Herr Herzog, auf Ehre, Sie werden zu Hause, vor Verfluß einer Stunde von jetzt an gerechnet, den Besuch des Herrn Marschalles erhalten."

„Dann erwarte ich ihn eben so gut hier, da er hierher kommen wird."

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß er nicht allein kommen würde."

„Ich begreife . . . und ich habe Ihr Wort Raffé."

Bei diesen Worten entfernte sich der Herzog ganz sinnend, aber mit einer so edlen und huldvollen Miene, daß des Marschalls Gesicht, als er nach der Entfernung seines Neffen aus einem Glasthürcabinete trat, sich nicht damit vergleichen konnte. Der Marschall lächelte wie einer von jenen häßlichen Dämonen, mit welchen Callet seine Versuchungen durchwebt hat.

„Er hegt keinen Argwohn, Raffé?" fragte er.

„Keinen, Monseigneur."

„Wie viel Uhr ist es?"

„Die Stunde thut nichts zur Sache, Monseigneur; man muß warten, bis unser kleiner Procurator vom Châtelet mir Nachricht gebracht hat. Die Commissäre sind noch bei dem Buchdrucker."

Raffé hatte noch nicht ausgeredet, als ein Lakai durch eine geheime Thüre eine ziemlich schmierige, ziemlich häßliche, ziemlich schwarze Person eintreten ließ, eine

von jenen lebendigen Federn, gegen welche Herr Dubarry einen so heftigen Widerwillen bethätigte. Raffé schob den Marschall in das Cabinet, und ging lächelnd auf diesen Mann zu.

„Ah! Sie sind's, Meister Flageot!" sagte er; „ich bin über Ihren Besuch sehr erfreut."

„Ihr Diener, Herr von Raffé; wohlan, das Geschäft ist gethan."

„Ist's gedruckt?"

„Und fünftausend Exemplare sind abgezogen. Die ersten Abdrücke befinden sich in der Stadt bereits im Umlaufe, die übrigen trocknen."

„Welches Unglück, lieber Herr Flageot, welche Verzweiflung für die Familie des Herrn Marschalls!"

Herr Flageot, um sich einer Antwort zu überheben, nur zu lügen nämlich, zog eine große silberne Dose hervor, aus welcher er langsam eine Prise spanischen Tabak schnupfte.

„Und was thut man weiter?" fuhr Raffé fort.

„Die Form beobachten, lieber Herr von Raffé. Die Herren Commissäre, des Abzuges und der Vertheilung sicher, werden unmittelbar in den Wagen steigen, der sie an der Thüre der Druckerei erwartet, und sich, um ihm den Spruch zu verkünden, zu dem Herrn Herzoge von Aiguillon begeben, der sich gerade, sehen Sie das Glück, ich wollte sagen: das Unglück, in seinem Hôtel zu Paris befindet, wo man mit ihm wird sprechen können."

Raffé machte eine rasche Bewegung, um auf einem Schranke einen sehr großen Pack Acten zu ergreifen, welchen er dem Meister Flageot gab, indem er zu ihm

sagte: „Hier sind die Actenstücke, von denen ich mit Ihnen sprach, mein Herr; der Herr Marschall setzt das größte Vertrauen in Ihre Einsicht, und überläßt Ihnen diese Angelegenheit, die für Sie vortheilhaft seyn mag. Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste in dem bedauerlichen Zwiste des Herrn von Aiguillon mit dem allmächtigen Parlamente von Paris, ich danke Ihnen für Ihre guten Rathschläge."

Und er schob den über das Gewicht seines Actenstoßes entzückten Meister Flageot sachte, aber mit einer gewissen Hast, nach der Thüre des Vorzimmers. Alsogleich befreite er den Marschall aus seinem Kerker, und sagte: „Vorwärts, Monseigneur, in den Wagen! Sie haben keine Zeit zu verlieren, wenn Sie der Vorstellung beiwohnen wollen. Trachten Sie, daß Ihre Pferde schneller laufen, als jene der Herren Commissäre.

## Sechsundneunzigstes Kapitel.

### Worin dargethan wird, daß der Pfad des Ministeriums nicht mit Rosen bestreut ist.

Die Pferde des Herrn von Richelieu liefen schneller, als jene der Herren Commissäre, weil der Herr Marschall früher als jene in den Hof des Hôtels von Aiguillon einfuhr. Der Herzog wartete nicht mehr auf seinen Onkel, und schickte sich an, nach Luciennes zurückzukehren, um der Madame Dubarry zu verkünden, daß der Feind die Maske abgelegt habe; aber als der Thür=

steher den Marschall meldete, weckte er diesen entmuthigten Geist völlig aus seiner Erstarrung. Der Herzog eilte seinem Onkel entgegen, und faßte seine Hände mit einer verstellten, nach der gehegten Furcht bemessenen Zärtlichkeit. Der Marschall gab sich hin, wie der Herzog; das Gemälde war rührend. Man sah jedoch den Herrn von Aiguillon den Moment der Erklärungen beschleunigen, während ihn der Marschall, so gut er konnte, verzögerte, indem er bald ein Gemälde, bald eine Erzfigur, bald eine Tapetenarbeit betrachtete, und über eine schreckliche Müdigkeit klagte. Der Herzog schnitt seinem Onkel den Rückzug ab, schloß in einen Lehnstuhl ihn ein, wie Herr von Villars den Prinzen Eugen in Marchïennes eingeschlossen hatte, und eröffnete den Angriff mit den Worten: „Mein Oheim, ist es wahr, daß Sie, der geistreicheste Mann Frankreichs, mich schlecht genug beurtheilt haben, um zu glauben, daß ich nicht für uns Beide egoistisch handle?"

Es gab keine Ausflucht mehr; Richelieu faßte seinen Entschluß.

„Was sagst Du mir da," versetzte er, „und woraus ersiehst Du, daß ich Dich gut oder schlecht beurtheilt habe, mein Lieber?"

„Mein Onkel, Sie schmollen mit mir."

„Ich? Weßhalb?"

„Ja! Keine Ausreden, Herr Marschall; Sie gehen mir aus dem Wege, wenn ich Ihrer bedarf; damit ist Alles gesagt."

„Auf Ehre, ich begreife nicht . . ."

„So will ich es Ihnen erklären: Der König wollte

Sie nicht zum Minister ernennen, und da ich die leichten Reiter annahm, so argwöhnen Sie, daß ich Sie aufgegeben, verrathen habe. Die liebe Gräfin, die Sie in ihrem Herzen trägt!"

Hier lauschte Richelieu, aber nicht bloß den Worten seines Neffen.

„Du sagst, daß sie mich in ihrem Herzen trägt, diese liebe Gräfin?" fügte er bei.

„Und ich werde es beweisen."

„Aber, mein Lieber, ich streite nicht . . . Ich lasse Dich kommen, um mit mir am Hofe Dein Glück zu machen. Du bist jünger, folglich stärker; Dir gelingt es, ich scheitere; das ist in der Ordnung, und, meiner Treue, ich sehe nicht ein, warum Du alle diese Bedenklichkeiten hegest; wenn Du in meinen Interessen gehandelt hast, so billige ich es hundertmal; hast Du gegen mich gehandelt, wohlan, so werde ich Dir Deinen Puff erwiedern . . . Ist dieß eine Erklärung werth?"

„Mein Onkel, wahrhaftig . . ."

„Du bist ein Kind, Herzog. Deine Stellung ist herrlich: Pair von Frankreich, Herzog, Commandant der leichten Reiter, in sechs Wochen Minister, sollst Du über jede läppische Armseligkeit erhaben seyn; der Erfolg spricht los, mein liebes Kind: Setze den Fall . . . ich liebe die Gleichnißreden . . . setze den Fall, daß wir die beiden Maulthiere aus der Fabel seyen . . . Doch was hör' ich da unten?"

„Nichts, mein Onkel, fahren Sie fort."

„Doch; ich höre einen Wagen im Hofe."

„Mein Onkel, unterbrechen Sie sich nicht, ich bitte Sie; Ihr Gespräch interessirt mich über Alles; auch ich liebe die Gleichnißreden."

„Nun denn, mein Lieber, ich wollte Dir sagen, daß Du im Glücke nie den Vorwurf Dir gegenüber finden, niemals den Aerger der Neider zu befürchten haben wirst; aber wenn Du hinkest, wenn Du strauchelst . . . ah! Teufel! nimm Dich in Acht, in diesem Momente greift der Wolf an; doch, hörst Du, ich sagte es Dir ja, in Deinem Vorzimmer ist Geräusch; ohne Zweifel bringt man Dir das Portefeuille . . . Die kleine Gräfin wird im Alcoven für Dich gearbeitet haben."

Der Thürsteher trat ein.

„Die Herren Commissäre des Parlaments," sprach er mit Besorgniß.

„Da!" sagte Richelieu.

„Commissäre des Parlaments hier? Was will man von mir?" antwortete der Herzog, wenig beruhiget durch das Lächeln seines Onkels.

„Im Namen des Königs!" sprach mit deutlichem Tone eine sonore Stimme am Ende des Vorzimmers.

„O! O!" rief Richelieu aus.

Herr von Aiguillon stand ganz blaß auf, und schritt zur Schwelle des Salons, um persönlich die beiden Commissäre einzuführen, hinter denen zwei gefühllose Huissiers erschienen; und weiter zurück eine Legion erschrockener Diener.

„Was will man von mir?" fragte der Herzog mit bewegter Stimme.

„Wir haben die Ehre, mit dem Herrn Herzoge von

Aiguillon zu sprechen?" fragte der eine von den Commissären.

„Ich bin der Herzog von Aiguillon, meine Herren."

Alsogleich zog der Commissär, tief sich verbeugend, aus seinem Gürtel ein Decret in guter Form, das er mit lauter und verständlicher Stimme vorlas. Es war ein ausführlicher, detailirter, vollständiger Spruch, welcher den Herzog von Aiguillon schwer angeklagt und selbst des Verdachtes solcher Handlungen beschuldigt erklärte, die seine Ehre befleckten, und ihn von seinen Verrichtungen als Pair von Frankreich suspendirte.

Der Herzog hörte diese Vorlesung, wie ein vom Blitze niedergeschmetterter Mensch das Rollen des Donners vernimmt. Er rührte sich eben so wenig, wie eine Bildsäule auf ihrem Piedestale, und streckte nicht einmal die Hand aus, um die Abschrift des Erkenntnisses zu nehmen, welche ihm der Commissär des Parlaments reichte. Der Herzog von Richelieu, welcher ebenfalls stand, aber leicht und rührig, nahm das Papier, las es, und erwiederte die Verbeugung der Herren Commissäre. Diese waren schon weit fort, als der Herzog von Aiguillon noch in die nämliche Erstarrung versunken war.

„Das ist ein harter Schlag," sagte Richelieu, „Du bist nicht mehr Pair von Frankreich, das ist demüthigend."

Der Herzog wendete sich zu seinem Onkel, wie wenn er erst in diesem Momente das Leben und Denkvermögen wieder erhalten hätte.

„Du warst nicht darauf gefaßt?" äußerte Richelieu mit dem nämlichen Tone.

„Und Sie, mein Onkel?" erwiederte von Aiguillon.

„Wie kannst Du meinen, man solle vermuthen, daß das Parlament einen so derben Schlag dem Günstlinge des Königs und der Favoritin versetzen werde? Diese Leute werden es dahin bringen, daß man sie zu Staub zermalmt."

Der Herzog setzte sich, die Hand auf seiner brennenden Wange.

„So viel ist richtig," fuhr der alte Marschall fort, den Dolch in die Wunde bohrend, „wenn das Parlament Dich wegen der Ernennung zum Commandanten der leichten Reiter der Pairswürde entsetzt, so wird es Deine Verhaftung beschließen, und Dich zum Scheiterhaufen an dem Tage verurtheilen, an welchem Du zum Minister wirst ernannt werden. Diese Menschen verabscheuen Dich, von Aiguillon; mißtraue ihnen."

Der Herzog hielt diesen schrecklichen Spott mit einer heldenmüthigen Standhaftigkeit aus; sein Unglück verlieh ihm Größe, es reinigte seine Seele. Richelieu glaubte, daß diese Standhaftigkeit . . . Unempfindlichkeit, vielleicht Unverstand seyn könnte, und daß die Stiche nicht tief genug eindrangen.

„Da Du nicht mehr Pair bist," sagte er, „so wirst Du dem Hasse dieser Gerichtsröcke weniger ausgesetzt seyn . . . flüchte Dich einige Jahre lang in die Verborgenheit; Deine Schutzwache wird zu Dir kommen, ohne daß Du es willst; Deiner Verrichtungen als Pair entsetzt, wirst Du schwieriger in das Ministerium gelangen, dieser Umstand wird Dich aus der schlimmen Lage ziehen; während Du, wenn Du kämpfen willst, mein Freund, wohlan! Madame Dubarry für Dich hast; sie trägt Dich in ihrem Herzen, und dieß ist eine solide Stütze."

Herr von Aiguillon stand auf. Er vergalt dem Marschalle nicht einmal mit einem zornigen Blicke für alle Leiden, die der Greis ihm so eben zugefügt hatte.

„Sie haben Recht, mein Onkel," antwortete er, „und diese letzte Meinung bewährt Ihre Weisheit. Die Frau Gräfin Dubarry, der Sie mich vorzustellen so gütig waren, und der sie von mir so viel Gutes und mit so großer Eindringlichkeit sagten, daß Jedermann in Luciennes es zu bezeugen vermag, Madame Dubarry wird mich beschützen. Gott sey Dank, sie liebt mich, sie ist brav, und besitzt alle Macht über den Geist Seiner Majestät. Ich danke Ihnen, mein Onkel, für Ihren Rath, ich nehme meine Zuflucht zu demselben, wie in einen rettenden Hafen. Meine Pferde! Bourguignon, nach Luciennes!"

Der Marschall verweilte, indem ein flüchtiges Lächeln über seine Lippen zuckte. Herr von Aiguillon verbeugte sich ehrerbietig vor seinem Onkel, und entfernte sich aus dem Salon, indem er den Marschall sehr verlegen, und vorzüglich wegen der Erbitterung, mit welcher er in dieses edle und lebendige Fleisch biß, sehr bestürzt zurückließ. Es lag einiger Trost für den alten Marschall in der tollen Freude der Pariser, als sie am Abende die zehntausend Exemplare des Spruches lasen, die man sich auf den Straßen aus den Händen riß. Aber er konnte sich nicht enthalten, zu seufzen, als Raffé sich bei ihm nach den Ereignissen seines Abendes erkundigte. Er erzählte sie ihm jedoch, ohne etwas zu verschweigen.

„Der Schlag ist also parirt?" sagte der Secretär.

„Ja und nein, Raffé; aber die Wunde ist nicht tödtlich, und wir haben in Trianon etwas Besseres, was ich nicht ausschließend gepflegt zu haben mir zum Vorwurf mache. Wir haben zwei Hasen gejagt, Raffé ... das ist eine große Thorheit . . ."

„Warum, wenn man den Guten fängt?" versetzte Raffé.

„Ei, mein Lieber, der Gute, erinnere Dich dessen, ist immer jener, den man nicht gefangen hat, und für jenen, den man nicht hat, gäbe man immer den Andern, nämlich jenen, den man hat."

Raffé zuckte die Achseln, und doch hatte Herr von Richelieu nicht Unrecht.

„Sie glauben," sagte er, „daß Herr von Aiguillon sich aus dieser Klemme ziehen werde?"

„Glaubst Du, daß der König sich aus ihr zieht, Einfaltspinsel?"

„O! der König bricht überall durch; aber es handelt sich nicht um den König, so viel ich weiß."

„Wo der König durchkommen wird, wird auch Madame Dubarry durchkommen, die so nahe bei dem Könige bleibt . . . und wo Madame Dubarry durchzukommen vermag, wird auch von Aiguillon durchkommen, er, welcher ... Aber Du verstehst Dich nicht auf Politik, Raffé."

„Monseigneur, dieß ist nicht die Ansicht des Meisters Flageot."

„Gut!" Was sagt dieser Meister Flageot, und vor Allem . . . wer ist dieß?"

„Ein Procurator, Monseigneur."

„Weiter?"

„Wohlan, Herr Flageot behauptet, daß der König selbst sich nicht aus der Klemme ziehen werde."

„O! O! wer wird denn dem Löwen ein Hinderniß in den Weg legen?"

„Meiner Treue, Monseigneur, die Ratte wird es thun! . . ."

„Meister Flageot also!"

„Er behauptet es."

„Und Du glaubst es?"

„Ich glaube immer einem Procurator, der Böses zu thun verspricht."

„Wir werden die Mittel des Meisters Flageot sehen, Raffé."

„Dieß ist auch meine Meinung, Monseigneur."

„Komm jetzt zum Abendessen, damit ich zu Bette gehen kann. Es hat mich ganz verblüfft, zu sehen, daß mein armer Neffe nicht mehr Pair von Frankreich ist, und nicht Minister werden dürfte. Man ist Onkel, Raffé, oder man ist es nicht."

Herr von Richelieu begann zu seufzen, und gleich darauf zu lachen."

„Sie besitzen allerdings das, wessen man bedarf, um Minister zu seyn," erwiederte ihm Raffé.

## Siebenundneunzigstes Kapitel.

### Herr von Aiguillon verschafft sich seine Genugthuung.

Am andern Morgen des Tages, an welchem der schreckliche Spruch des Parlaments Paris und Versail-

les mit Lärmen erfüllt hatte, als Jedermann sehr gespannt war, zu erfahren, was die Folge dieses Spruches seyn dürfte, sah der Herr Herzog von Richelieu, der sich nach Versailles begeben, und sein regelmäßig unregelmäßiges Leben wieder begonnen hatte, Raffé, einen Brief in der Hand haltend, bei sich eintreten. Der Secretär beroch und wog diesen Brief mit einer Miene von Besorgniß, die sich schnell dem Gebieter mittheilte.

„Was giebt's wieder, Raffé?" fragte der Marschall.

„Etwas wenig Angenehmes, denk' ich, Monseigneur, und was da d'rin eingeschlossen ist."

„Warum denkest Du dieß?"

„Weil der Brief vom Herrn Herzoge von Aiguillon ist."

„Ah! Ah!" sagte der Herzog, „von meinem Neffen?"

„Ja, Herr Marschall; als der König das Conseil verließ, kam ein Huissier der Kammer, und gab mir dieses Schreiben an Sie; seit zehn Minuten dreh' ich es hin und her, ohne mich enthalten zu können, irgend eine schlimme Nachricht darin zu ahnen."

Der Herzog streckte die Hand aus.

„Gieb her," erwiederte er, „ich bin muthig."

„Ich sage Ihnen zum voraus," unterbrach ihn Raffé, „daß der Huissier, als er mir das Papier übergab, aus vollem Halse lachte."

„Teufel! das ist beunruhigend; gieb immerhin her," entgegnete der Marschall.

„Und daß er beifügte: „„der Herr Herzog von Aiguillon anempfiehlt, daß der Herr Marschall diese Botschaft unverzüglich erhalte.""

„Schmerz! Du wirst mich nicht zu dem Geständnisse bringen, daß Du ein Uebel setzest," rief der alte Marschall aus, das Siegel mit fester Hand erbrechend. Und er las.

„Ei, ei, Sie verzerren das Gesicht," bemerkte Raffé, die Hände auf dem Rücken, als Beobachter.

„Ist's möglich!" murmelte Richelieu, fortlesend.

„Es ist wichtig, wie es scheint."

„Deine Miene ist ganz heiter."

„Allerdings, ich sehe ja, daß ich mich nicht täuschte."

Der Marschall las wieder fort.

„Der König ist gut," äußerte er nach Verlauf eines Augenblickes.

„Er ernennt Herrn von Aiguillon zum Minister?"

„Besseres, als dieß."

„O! O! was denn?"

„Lies und urtheile."

Raffé las ebenfalls dieses Billet; es war vom Herzoge von Aiguillon eigenhändig geschrieben, und lautete, wie folgt:

„Mein lieber Onkel!"

„Ihr guter Rath hat seine Früchte getragen: ich „habe meinen Kummer der vortrefflichen Freundin unsers „Hauses anvertraut; der Frau Gräfin Dubarry, welche „meine Anvertrauung in den Busen Seiner Majestät „niederzulegen so gütig war. Der König hat sich über „die Gewaltthätigkeiten entrüstet, welche die Herren des „Parlaments mir zufügen, mir, der ich seinem Dienste „so getreu mich weihte, und Seine Majestät hat in dem „am nämlichen Tage gehaltenen Conseil den Spruch des

„Parlaments cassirt, und mir aufgetragen, meine Ver-„richtungen als Pair von Frankreich fortzusetzen. Ich „sende Ihnen, mein lieber Onkel, des großen Vergnü-„gens wohl kundig, das Ihnen diese Nachricht verschaf-„fen wird, den Inhalt der Entscheidung, welche Seine „Majestät im heutigen Conseil ausgesprochen hat. Ich „habe sie durch einen Secretär abschreiben lassen, und „Sie erhalten die Mittheilung derselben früher, als irgend „Jemand auf der Welt. Gefälligen Sie, an meine zärt-„liche Ehrerbietung zu glauben, und mir auch ferner „Ihre Gewogenheit und Ihre guten Rathschläge zu spenden."

„Unterzeichnet: Herzog von Aiguillon."

„Er macht sich obendrein noch lustig über mich," rief Richelieu aus.

„Meiner Treue, ich glaube ... ja, Monseigneur."

„Der König! der König! der in das Wespennest sticht!"

„Gestern wollten Sie es nicht glauben."

„Ich sagte nicht, daß er nicht hineinstechen würde, Raffé, ich sagte, daß er sich herausziehen würde ... Nun aber siehst Du, daß er sich herauszieht."

„So viel unterliegt keinem Zweifel, daß das Parlament geschlagen ist."

„Und ich auch!"

„Für den Augenblick, ja."

„Für immer! Gestern ahnete ich es, und Du tröstetest mich so sehr, daß mir unfehlbar Unannehmlichkeiten begegnen mußten."

„Monseigneur, Sie verlieren ein wenig zu früh den Muth, dünkt mir."

„Meister Raffé, Sie sind ein Dummkopf. Ich bin

geschlagen, und werde es büßen. Sie begreifen vielleicht nicht ganz, was Unangenehmes für mich darin liegt, das Gespött von Luciennes zu seyn; zur Stunde höhnet mich der Herzog in den Armen der Madame Dubarry; Fräulein Chon und Herr Jean Dubarry machen sich über mich lustig; das Negerchen stopft sich mit Naschwerk an, und spottet dabei meiner. Corbleu! ich bin sanftmüthig, aber all das macht mich wüthend."

„Wüthend, Monseigneur?"

„Ich habe das Wort gesagt . . . wüthend."

„Dann hätten Sie das nicht thun sollen, was Sie gethan haben," versetzte Raffé philosophisch.

„Sie haben mich dazu getrieben, Herr Secretär."

„Ich?"

„Ja, Sie."

„Ei, was kümmert's mich, ob Herr von Aiguillon Pair von Frankreich ist, oder nicht, ich frage Sie, Monseigneur? Ihr Neffe schadet mir nicht, dünkt mir."

„Herr Raffé, Sie sind ein Unverschämter."

„Sie sagen mir es seit neunundvierzig Jahren, Monseigneur."

„Und ich werde es Ihnen wieder sagen."

„Nicht mehr neunundvierzig Jahre lang, was mich beruhiget."

„Raffé, nehmen Sie sich auf solche Weise meiner Interessen an?"

„Um die Interessen Ihrer kleinlichen Leidenschaften, . . . nein, Herr Herzog, niemals . . . Obgleich ein Mann voll Geist, begehen Sie doch Albernheiten, die ich einem Schulfuchse, wie ich bin, nicht verzeihen würde."

„Erklären Sie sich, Herr Raffé, und wenn ich Unrecht habe, werde ich es gestehen.“

„Gestern bedurften Sie einer Rache, nicht wahr? Sie wollten sich an der Demüthigung Ihres Neffen weiden, Sie wollten, so zu sagen, den Spruch des Parlaments überbringen, und die Zuckungen und Bebungen Ihres Opfers zählen, wie Herr von Crebillon der Sohn sagt. Wohlan, Herr Marschall, diese Schauspiele stehen in hohem Preise, diese Rachegenüsse kosten viel. Sie sind reich, bezahlen Sie, Herr Marschall, bezahlen Sie!“

„Was hätten Sie an meiner Stelle gethan, Herr Schöngeist, sprechen Sie?“

„Nichts . . . Ich hätte gewartet, ohne ein Lebenszeichen zu geben; aber es gelüstete Sie, das Parlament gegen die Dubarry aufzuhetzen, sowie Madame Dubarry den Herrn von Aiguillon jünger fand, als Sie.“

Ein Murren des Marschalls war seine Antwort.

„Wohlan,“ fuhr Raffé fort, „das Parlament war durch Sie hinreichend aufgestachelt, um das zu thun, was es gethan hat; nach gefälltem Spruche boten Sie Ihre Dienste Ihrem Neffen an, der nichts geahnet hatte.“

„Das ist schön und gut, und ich gebe mein Unrecht zu; in diesem Falle aber hätten Sie mich aufmerksam machen sollen.“

„Ich sollte hindern, Böses zu thun! . . . Sie halten mich für einen Andern, Herr Marschall; Sie wiederholen Jedem, der Ihnen in den Weg kommt, daß ich Ihr Geschöpf bin, daß Sie mich dressirten, und Sie verlangen, daß ich darüber nicht entzückt seyn solle, zu

sehen, daß eine Albernheit begangen wird, oder ein Unglück sich ereignet! . . . Wo denken Sie hin!"

„Es wird also ein Unglück sich ereignen, Herr Zauberer?"

„Allerdings."

„Welches?"

„Dieses: daß Sie halsstärrig seyn werden, und daß Herr von Aiguillon die Sache zwischen dem Parlamente und der Madame Dubarry am rechten Ende angreifen wird; an demselben Tage wird er Minister seyn, und Sie verbannt . . . oder in der Bastille."

Der Marschall schüttete vor Wuth den ganzen Inhalt seiner Dose auf den Teppich.

„In der Bastille!" erwiederte er, die Achseln zuckend, „ist Ludwig **XV.** Ludwig **XIV.**?"

„Nein; aber Madame Dubarry, durch Herrn von Aiguillon verdoppelt, wird so viel vermögen, wie Frau von Maintenon. Nehmen Sie sich in Acht; ich weiß heut zu Tage keine Prinzessin vom Geblüte, die Ihnen Naschwerk und Gänsepfeffer hintrüge."

„Das sind genug Vorhervermuthungen," erwiederte der Marschall nach einem langen Schweigen . . . „Sie lesen in der Zukunft; aber was sagen Sie zur Gegenwart?"

„Der Herr Marschall ist zu weise, um ihm Rathschläge zu geben."

„Sprich doch, Herr Schlingel; willst auch Du Dich über mich lustig machen?"

„Bemerken Sie, Herr Marschall, daß Sie die Data vermengen; man heißt einen Mann über vierzig Jahre nicht mehr Schlingel; ich bin siebenundsechzig alt."

„Gleichviel... hilf mir da heraus, und... schnell! schnell!..."

„Durch einen Rath?"

„Durch was Du willst."

„Es ist noch nicht Zeit dazu."

„Wahrhaftig, Du spielst den Spaßmacher."

„Wollte Gott!... Wenn ich den Spaßmacher spielen würde, so geschähe es, weil die Umstände lustig wären... und leider sind sie es nicht."

„Was bedeutet diese Ausflucht... es ist nicht Zeit?"

„Nein, Monseigneur, es ist nicht Zeit. Wäre die Eröffnung der Entscheidung des Königs nach Paris gekommen, dann ließe sich's hören... Wollen Sie, daß wir einen Courier an den Herrn Präsidenten von Aligre abfertigen?"

„Damit man sich früher über uns lustig mache..."

„Welche lächerliche Eigenliebe, Herr Marschall; Sie brächten es dahin, daß ein Heiliger von Sinnen käme. Hören Sie, lassen Sie mir meinen Plan zu einer Landung in England zu Stande bringen, und versenken Sie sich vollends in Ihre Portefeuille-Intrigue, da dieses Geschäft zur Hälfte gethan ist."

Der Marschall kannte die finstern Launen des Herrn Raffé; er wußte, daß man den Sekretär, war er einmal von seiner Melancholie befallen, nicht wohl mit eisernen Zangen berühren konnte.

„Nun, schmolle nicht mit mir," sagte er, „und wenn ich nicht begreife, so lehre mich begreifen."

„Sie wollen also, Monseigneur, daß ich Ihnen einen Plan des Benehmens entwerfe?"

„Gewiß, weil Du behauptest, daß ich selbst mich nicht zu benehmen weiß.“

„Nun denn, meinetwegen! Hören Sie also!“

„Ich höre.“

„Sie werden an den Herrn von Aligre,“ erwiederte Raffé mit einem mürrischen Tone, „den Brief des Herrn von Aiguillon senden, und den vom Könige in seinem Conseil gefaßten Beschluß beilegen. Sie werden warten, bis das Parlament sich hiewegen versammelt und berathen hat, was unverzüglich geschehen wird; hierauf werden Sie in den Wagen steigen, und Ihrem Procurator, dem Meister Flageot, einen kleinen Besuch machen.“

„Was beliebt!“ rief Richelieu aus, der bei diesem Namen aufsprang, wie am vorigen Tage. „Wieder Herr Flageot! Was Teufels hat Meister Flageot in dieser Sache zu thun, und weßhalb soll ich zu einem Meister Flageot mich begeben?“

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, Monseigneur, daß Meister Flageot Ihr Procurator sey.“

„Wohlan, weiter?“

„Wohlan, wenn er Ihr Procurator ist, hat er Actenstösse von Ihnen... einige Prozesse... Sie erkundigen sich bei ihm nach Ihren Prozessen.“

„Morgen?“

„Ja, Herr Marschall, morgen.“

„Das ist ja Ihre Sache, Herr Raffé.“

„Nein, nein... Ja, wenn Herr Flageot bloß ein Federfuchser wäre, dann könnte ich auf gleichem Fuße mit ihm unterhandeln; allein da Herr Flageot von morgen an ein Attila, eine Geißel der Könige ist, nicht

mehr und nicht weniger, so ist ein Herzog und Pair, Marschall von Frankreich, nicht zu viel, mit diesem Allmächtigen Rücksprache zu nehmen."

„Ist all das Ernst, oder spielen wir Comödie?"

„Sie werden morgen sehen, ob es Ernst ist, Monseigneur."

„Aber sage mir doch, was mir bei Deinem Herrn Flageot begegnen wird?"

„Es wäre mir sehr unangenehm; Sie würden mir morgen beweisen wollen, daß Sie Alles zum voraus erriethen ... Guten Abend, Herr Marschall. Erinnern Sie sich daran: auf der Stelle einen Courier an Herrn von Aligre, morgen einen Besuch bei Herrn Flageot. Ah! die Adresse ... der Kutscher weiß sie! er hat mich seit acht Tagen oft genug hingefahren."

---

## Achtundneunzigstes Kapitel.

### Worin der Leser eine von seinen alten Bekanntschaften wieder finden wird, die er für verloren hielt, und vielleicht nicht bedauerte.

Der Leser wird uns ohne Zweifel fragen, warum Meister Flageot, der eine so majestätische Rolle spielen soll, Procurator anstatt Advokat genannt wurde; da der Leser Recht hat, werden wir seiner Frage genügen.

Die Ferien wurden seit einiger Zeit häufiger in den Parlamenten, und die Advokaten sprachen so wenig,

daß es sich nicht der Mühe lohnte, davon zu reden. — Meister Flageot, den Moment voraussehend, da man gar nicht mehr plaidiren würde, traf einige Anordnungen mit Meister Guildon, dem Procurator, der ihm Schreibstube und Kundschaft gegen eine einmal bezahlte Summe von fünfundzwanzigtausend Livres abtrat. Auf solche Art ward Meister Flageot Procurator. Fragt man uns jetzt, wie er die fünfundzwanzigtausend Livres bezahlte, so werden wir antworten, daß dieß dadurch geschah, daß er Mademoiselle Marguerite heirathete, der diese Summe gegen das Ende des Jahres 1770, drei Monate vor der Verbannung des Herrn von Choiseul, durch Erbschaft zufiel. Meister Flageot hatte sich seit langer Zeit durch seine Beharrlichkeit, zur Oppositionspartei zu halten, bemerkbar gemacht. Sobald er Procurator war, verdoppelte er seine Heftigkeit, und erwarb sich durch diese Heftigkeit einige Berühmtheit. Diese Berühmtheit war's, verbunden mit der Veröffentlichung einer aufrührischen Denkschrift über das Zerwürfniß des Herrn von Aiguillon mit dem Herrn de la Chatolais, welche die Aufmerksamkeit des Herrn Raffé erregte, dem daran lag, von den Angelegenheiten des Parlaments fortwährend in Kenntniß gesetzt zu seyn. Allein ungeachtet seiner neuen Würde und seiner zunehmenden Wichtigkeit, verließ Meister Flageot die Straße du Petit-Lion-Saint-Sauveur nicht. Es wäre der Mademoiselle Marguerite allzu schmerzlich gefallen, sich nicht von den Nachbarinnen Madame Flageot nennen zu hören, und nicht von den in die Dienste des neuen

Procurators übergetretenen Schreibern des Herrn Guildon geehrt zu werden.

Man kann sich vorstellen, was Herr von Richelieu litt, als er durch Paris fuhr, durch das in dieser Gegend Eckel erregende Paris, um in jenes stinkende Loch zu gelangen, welches das Pariser Bauamt mit dem Namen Straße schmückte. Vor der Thüre des Meisters Flageot wurde der Wagen des Herrn von Richelieu durch einen andern Wagen aufgehalten, der ebenfalls stille hielt. Der Marschall erblickte einen Damenkopfputz, der aus diesem Wagen stieg, und da ihm seine fünfundsiebenzig Jahre den Beruf eines galanten Mannes nicht verleidet hatten, beeilte er sich, seine Füße in den schwarzen Koth zu tauchen, um dieser Dame den Arm zu bieten, welche allein ausstieg. Allein an diesem Tage hatte der Marschall Unglück; ein dürres und runzeliges Bein, das auf den Kutschentritt hinabragte, verrieth eine alte Frau. Ein faltiges Gesicht, lohfarben unter einer Schminkschicht, bewies ihm vollständig, daß diese Frau nicht bloß alt sey, sondern auch hinfällig. Es ließ sich jedoch nicht zurückweichen; der Marschall hatte die Bewegung gemacht, und die Bewegung war gesehen worden; zudem war Herr von Richelieu nicht jung. Die Prozeßkrämerin jedoch, . . . denn welche Frau mit Equipage wäre in diese Straße gekommen, wenn nicht eine Prozeßkrämerin? . . . die Prozeßkrämerin jedoch, sagen wir, ahmte der Unschlüssigkeit des Herzoges nicht nach; sie legte mit einem entsetzlichen Lächeln ihre Pfote in die Hand von Richelieu.

„Ich habe dieses Gesicht irgendwo gesehen," sagte der Marschall ganz leise.

Und ganz laut fragte er: „Gehen Madame auch zu Meister Flageot hinauf?"

„Ja, Herr Herzog," antwortete die Alte.

„O! ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu seyn, Madame," rief der Herzog aus, unangenehm überrascht, indem er auf der Schwelle des finstern Ganges stehen blieb.

„Wer sollte nicht den Herrn Marschall, Herzog von Richelieu, kennen, wenn er mit ihm spricht? Man müßte keine Frau seyn."

„Dieses Affengesicht glaubt also, daß sie eine Frau ist," murmelte der Sieger von Mahon.

Und er verbeugte sich auf das Artigste von der Welt.

„Dürfte ich wohl fragen," fügte er bei, „mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?"

„Ich bin die Gräfin von Béarn, Ihre Dienerin," antwortete die Alte, und machte eine Hofverneigung auf dem schmutzigen Boden des Ganges, drei Zoll weit von der offenen Fallthüre eines Kellers, in welchem sie bei ihrem dritten Knixe verschwinden zu sehen der Marschall boshaft hoffte.

„Sehr erfreut, Madame, entzückt," erwiederte er, „und ich danke dem Zufalle tausendmal; Sie haben also ebenfalls Prozesse, Frau Gräfin?"

„Ei, Herr Herzog, ich habe nur einen einzigen, aber was für einen Prozeß! Sie müssen doch davon sprechen gehört haben?"

„Sehr wohl, sehr wohl, jener große Prozeß ... es ist wahr, verzeihen Sie. Wie zum Teufel hatte ich dieß vergessen!“

„Gegen die Saluces.“

„Gegen die Saluces, ja, Frau Gräfin; jener Prozeß, auf den man das Lied dichtete ...“

„Ein Lied? ...“ fragte die Alte neugierig; „welches Lied?“

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame, da ist eine Vertiefung,“ bemerkte der Herzog, welcher sah, daß die Alte unfehlbar in die Oeffnung stürzen würde; „halten Sie sich an das Geländer ... an den Strick nämlich.“

Die Gräfin stieg die ersten Stufen hinauf; der Herzog folgte ihr.

„Ja, ein ziemlich drolliges Lied,“ sagte er.

„Ein ziemlich drolliges Lied auf meinen Prozeß ...“

„Wohlan, ich lasse Sie darüber urtheilen. Doch Sie kennen es vielleicht?“

„Durchaus nicht.“

„Es geht nach der Melodie der Bourbonnaise; es heißt darin:

Madame la comtesse,
Faites-moi politesse,
Je suis dans l'embarras.“ *)

„Madame Dubarry spricht dieß, Sie verstehen.“

„Das ist impertinent gegen sie ...“

„Was wollen Sie? Die Liederdichter respectiren

*) „Frau Gräfin, seyen Sie artig gegen mich; ich bin in Verlegenheit.“

nichts. Götter, wie schmierig dieser Strick ist! . . . .
Hierauf antworten Sie Folgendes:

**Je suis vieille et têtue;**
**Un gros procès me tue;**
**Qui me le gagnera?" *)**

„Ei, mein Herr, das ist abscheulich," rief die Gräfin aus; „man beschimpft nicht so eine Frau von Stand."

„Madame, entschuldigen Sie mich, wenn ich falsch gesungen habe; diese Treppe erhitzt mich . . . Ah! wir sind am Ziele; erlauben Sie, daß ich den Rehfuß ziehe."

Die Alte ließ murrend den Herzog vortreten. Der Marschall schellte, und Madame Flageot, die, obgleich Procuratorin geworden, deßhalb nicht aufgehört hatte, Pförtnerin und Köchin zu seyn, öffnete die Thüre. — Die beiden Prozessirenden trafen, in das Cabinet des Meisters Flageot eingeführt, einen wüthenden Mann, der, die Feder zwischen den Zähnen, sich abmühete, seinem ersten Schreiber einen schrecklichen Vortrag zu dictiren.

„Mein Gott, Meister Flageot, was giebt's denn?" rief die Gräfin aus, bei deren Stimme der Procurator sich umkehrte.

„Ah! Madame, Ihr Diener von ganzem Herzen. Einen Stuhl für die Frau Gräfin von Béarn. Der Herr gehört zu Ihnen, Madame? . . . Ei, ich täusche mich wohl nicht; der Herr Herzog von Richelieu in

---

*) „Ich bin alt und starrköpfig; ein großer Prozeß bringt mich um's Leben; wer wird mir ihn gewinnen?"

„Sehr wohl, sehr wohl, jener große Prozeß ... es ist wahr, verzeihen Sie. Wie zum Teufel hatte ich dieß vergessen!“

„Gegen die Saluces.“

„Gegen die Saluces, ja, Frau Gräfin; jener Prozeß, auf den man das Lied dichtete ...“

„Ein Lied? ...“ fragte die Alte neugierig; „welches Lied?“

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame, da ist eine Vertiefung,“ bemerkte der Herzog, welcher sah, daß die Alte unfehlbar in die Oeffnung stürzen würde; „halten Sie sich an das Geländer ... an den Strick nämlich.“

Die Gräfin stieg die ersten Stufen hinauf; der Herzog folgte ihr.

„Ja, ein ziemlich drolliges Lied,“ sagte er.

„Ein ziemlich drolliges Lied auf meinen Prozeß ....“

„Wohlan, ich lasse Sie darüber urtheilen. Doch Sie kennen es vielleicht?“

„Durchaus nicht.“

„Es geht nach der Melodie der Bourbonnaise; es heißt darin:

Madame la comtesse,
Faites-moi politesse,
Je suis dans l'embarras.“ *)

„Madame Dubarry spricht dieß, Sie verstehen.“

„Das ist impertinent gegen sie ...“

„Was wollen Sie? Die Liederdichter respectiren

*) „Frau Gräfin, seyen Sie artig gegen mich, ich bin in Verlegenheit.“

nichts. Götter, wie schmierig dieser Strick ist! . . . Hierauf antworten Sie Folgendes:

> **Je suis vieille et têtue;**
> **Un gros procès me tue;**
> **Qui me le gagnera?" *)**

„Ei, mein Herr, das ist abscheulich," rief die Gräfin aus; „man beschimpft nicht so eine Frau von Stand."

„Madame, entschuldigen Sie mich, wenn ich falsch gesungen habe; diese Treppe erhitzt mich . . . Ah! wir sind am Ziele; erlauben Sie, daß ich den Rehfuß ziehe."

Die Alte ließ murrend den Herzog vortreten. Der Marschall schellte, und Madame Flageot, die, obgleich Procuratorin geworden, deßhalb nicht aufgehört hatte, Pförtnerin und Köchin zu seyn, öffnete die Thüre. — Die beiden Prozessirenden trafen, in das Cabinet des Meisters Flageot eingeführt, einen wüthenden Mann, der, die Feder zwischen den Zähnen, sich abmühete, seinem ersten Schreiber einen schrecklichen Vortrag zu dictiren.

„Mein Gott, Meister Flageot, was giebt's denn?" rief die Gräfin aus, bei deren Stimme der Procurator sich umkehrte.

„Ah! Madame, Ihr Diener von ganzem Herzen. Einen Stuhl für die Frau Gräfin von Béarn. Der Herr gehört zu Ihnen, Madame? . . . Ei, ich täusche mich wohl nicht; der Herr Herzog von Richelieu in

---

*) „Ich bin alt und starrköpfig; ein großer Prozeß bringt mich um's Leben; wer wird mir ihn gewinnen?"

meinem Hause! . . . Noch einen Stuhl, Bernardet, noch einen Stuhl!"

„Meister Flageot," fragte die Gräfin, „wie steht's mit meinem Prozesse, ich bitte Sie?"

„Ah! Madame, so eben beschäftigte ich mich mit Ihnen."

„Sehr wohl, Meister Flageot, sehr wohl."

„Und auf eine Art, Frau Gräfin, welche Aufsehen machen wird, hoff' ich."

„Hm! nehmen Sie sich in Acht . . ."

„O! Madame, man braucht nichts mehr zu schonen . . ."

„Wenn Sie sich hernach mit mir beschäftigen, so können Sie dem Herrn Herzoge Audienz geben."

„Herr Herzog, entschuldigen Sie mich," sagte Meister Flageot; „aber Sie sind ja zu galant, um nicht zu begreifen . . ."

„Ich begreife, Meister Flageot, ich begreife."

„Nun steh' ich Ihnen ganz zu Diensten."

„Seien Sie unbesorgt, ich werde keinen Mißbrauch treiben; Sie wissen, was mich zu Ihnen führt?"

„Die Actenstöße, welche Herr Raffé mir kürzlich zustellte."

„Einige Actenstücke, betreffend meinen Prozeß wegen . . . meinen Prozeß hinsichtlich . . . was Teufels, Sie müssen wissen, von welchem Prozesse ich sprechen will, Meister Flageot."

„Von Ihrem Prozesse wegen des Landgutes Chapenat."

„Ich stelle es nicht in Abrede, und werden Sie be-

wirken, daß ich ihn gewinne? Sprechen Sie! Dieß wäre Ihrerseits sehr hübsch."

„Herr Herzog, das ist eine auf unbestimmte Zeit hinausgeschobene Angelegenheit."

„Schön! warum?"

„Sie wird wenigstens vor einem Jahre nicht zur Verhandlung kommen."

„Der Grund, wenn es Ihnen beliebt?"

„Die Verhältnisse, Herr Herzog, die Verhältnisse. Sie kennen die Entscheidung Seiner Majestät?"

„Ich glaube — ja... Welche? Seine Majestät erläßt viele Entscheidungen."

„Jene, welche die unserige umstoßt."

„Sehr gut. Weiter?"

„Wohlan, Herr Herzog, wir werden durch das Verbrennen unserer Schiffe darauf antworten."

„Werden Sie, mein Lieber, unsere Schiffe verbrennend, die Schiffe des Parlaments verbrennen? Dieß ist nicht völlig klar, und ich wüßte nicht, daß das Parlament Schiffe besitze."

„Verweigert vielleicht die erste Kammer die Registrirung?" fragte Frau von Béarn, welche der Prozeß des Herrn von Richelieu durchaus nicht von dem ihrigen ablenkte.

„Mehr noch, als dieß."

„Die zweite auch?"

„Dieß wäre nichts... Die beiden Kammern haben den Beschluß gefaßt, nichts mehr abzuurtheilen, bevor nicht der König den Herrn von Aiguillon entfernt hat."

„Pah!“ rief der Marschall aus, in die Hände schlagend.

„Nichts mehr aburtheilen ... wie?“ fragte die Gräfin bewegt.

„Aber die Prozesse, Madame.“

„Man sollte meinen Prozeß nicht aburtheilen!“ rief Frau von Béarn mit einem Schrecken aus, den sie nicht einmal zu verhehlen suchte.

„Eben so wenig den Ihrigen, Madame, als jenen des Herrn Herzogs.“

„Das ist ja ungerecht! Das ist Empörung gegen die Befehle Seiner Majestät.“

„Madame,“ versetzte der Procurator majestätisch, „der König hat sich vergessen, auch wir vergessen.“

„Herr Flageot, Sie werden sich in die Bastille bringen, ich sag's Ihnen.“

„Ich werde singend in dieselbe gehen, Madame, und alle meine Collegen werden, Palmen tragend, mir hinfolgen.“

„Er ist rasend!“ sagte die Gräfin zu Richelieu.

„Wir Alle sind so,“ erwiederte der Procurator.

„O! o!“ äußerte der Marschall, „das wird wunderlich.“ –

„Aber, mein Herr, Sie sagten so eben erst, daß Sie sich mit mir beschäftigen?“ erwiederte Frau von Béarn.

„Ich sagte es, und es ist wahr ... Sie sind das erste Beispiel, Madame, das ich in meinem Vortrage citire; hier ist der Paragraph, der Sie betrifft.“

Und er riß seinem Schreiber das begonnene Fac-

tum aus den Händen, kniff seine Nase mit seiner Brille, und las mit Nachdruck: „Ihr Stand zu Grunde ge„richtet, ihr Vermögen gefährdet, ihre Pflichten mit „Füßen getreten... Seine Majestät werden begreifen, „wie viel sie leiden mußten... So hatte der Dar„steller eine wichtige Angelegenheit unter seinen Hän„den, von welcher das Vermögen einer der ersten Fa„milien des Königreiches abhängt; durch seine Bemü„hungen, durch seine Industrie, durch seine Talente... „er wagt es zu sagen... nahm diese Angelegenheit „einen guten Gang, und das Recht der sehr erlauchten „Dame Angelique — Charlotte — Veronique, Gräfin „von Béarn, sollte anerkannt, verkündet werden, als „das Tosen der Zwietracht... sich verfangend..."

„Hier bin ich geblieben, Madame," sagte der Procurator, sich in die Brust werfend, „und ich glaube, daß dieß Wirkung machen wird."

„Herr Flageot," sagte die Gräfin von Béarn, „vor vierzig Jahren nahm ich zum Erstenmale Ihren Herrn Vater, einen würdigen Mann, wie es nur einen geben konnte, zum Anwalt; ich ließ Ihnen meine Kundschaft; Sie haben zehn- oder zwölftausend Livres mit meinen Prozessen verdient; sie hätten vielleicht noch so viel damit gewonnen."

„Schreiben Sie, schreiben Sie all das," sagte Flageot rasch zu seinem Schreiber, „das ist ein Zeugniß, das ist ein Beweis: man wird es in die Bestätigung eintragen."

„Nun aber," unterbrach ihn die Gräfin, „nehme

ich Ihnen meine Acten ab; von diesem Augenblicke an haben Sie mein Vertrauen verloren."

Meister Flageot, ob dieser Ungnade wie vom Blitze getroffen, blieb einen Augenblick erstarrt stehen; aber unter dem Schlage sich wieder erhebend, wie ein Märtyrer, der seinen Gott bekennt, sprach er: „Meinetwegen! Bernardet, geben Sie die Acten der Madame zurück, und schreiben Sie die Thatsache nieder," fügte er bei, „daß der Darsteller sein Gewissen dem Gelde vorgezogen habe."

„Um Vergebung, Gräfin," flüsterte der Marschall der Frau von Béarn in's Ohr, „Sie haben nicht überlegt, dünkt mir."

„Was, Herr Herzog?"

„Sie nehmen diesem wackeren Protestirenden Ihre Acten ab, aber zu welchem Zwecke?"

„Um sie einem andern Procurator zu bringen, einem andern Advokaten," rief die Gräfin aus.

Meister Flageot hob die Augen mit einem schmerzlichen Selbstverläugnungslächeln, mit stoischer Entsagung zum Himmel empor.

„Aber," fuhr der Marschall fort, immer noch der Gräfin in's Ohr flüsternd, „da es entschieden ist, daß die Kammern nichts aburtheilen werden, meine liebe Madame, so wird ein anderer Procurator eben so wenig für Sie erwirken, wie Meister Flageot . . ."

„Es ist also eine Ligue?"

„Pardieu! halten Sie Meister Flageot für so dumm, ganz allein zu protestiren, um ganz allein seine Anwaltschaft zu verlieren, wenn seine Collegen

nicht, wie er, verfahren, und folglich ihn unterstützen würden?"

„Aber Sie, Herr Herzog, was thun Sie?"

„Ich erkläre, daß Herr Flageot ein sehr rechtschaffener Procurator ist, und daß meine Acten bei ihm eben so gut liegen, wie bei mir... Deßhalb lasse ich ihm Alles, indem ich ihn bezahle, wohlverstanden, wie wenn er es betriebe."

„Man sagt mit Recht, Herr Marschall, daß Sie ein großmüthiger, liberaler Geist sind," rief Meister Flageot aus; „ich werde den Ruf verbreiten, Herr Herzog."

„Sie überhäufen mich mit Güte, mein lieber Procurator," antwortete Richelieu, sich verbeugend.

„Bernardet!" rief Meister Flageot begeistert seinem Schreiber zu, „Sie werden am Schluße das Lob des Herrn Marschalls von Richelieu beifügen."

„Nein, nein, Meister Flageot, ich bitte Sie inständig darum..." versetzte rasch der Marschall; „Teufel, was wollen Sie da thun? Ich liebe, daß geheim bleibe, was man eine gute Handlung zu nennen pflegt... Kränken Sie mich nicht, Meister Flageot; ich würde läugnen, sehen Sie, ich würde Sie Lügen strafen; meine Bescheidenheit ist empfindlich... Nun, Gräfin, was sagen Sie?"

„Ich sage, daß mein Prozeß abgeurtheilt werden wird... daß ich ein Urtheil brauche, und ich werde es bekommen."

„Und ich sage, daß, wenn Ihr Prozeß abgeurtheilt wird, Madame, es dadurch geschieht, daß der König

die Schweizer, die leichten Reiter, und zwanzig Kanonen in den großen Saal wird geschickt haben," entgegnete Meister Flageot mit einer kriegerischen Miene, welche die Prozeßkrämerin vollends verblüffte.

„Sie glauben sohin nicht, daß Seine Majestät sich aus diesem Handel ziehen kann?" sagte Richelieu ganz leise zu Flageot.

„Unmöglich, Herr Marschall; es ist ein unerhörter Fall: keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich; das ist so viel, als ob es kein Brod mehr darin gäbe."

„Glauben Sie?"

„Sie werden sehen."

„Aber der König wird ergrimmen."

„Wir sind zu Allem entschlossen."

„Selbst zur Verbannung?"

„Selbst zum Tode, Herr Marschall; weil man ein Gerichtskleid trägt, hat man deßhalb nicht minder ein Herz."

Und Meister Flageot schlug kräftig auf seine Brust.

„In der That," sagte Richelieu zu seiner Gefährtin, „ich glaube, Madame, daß das Ministerium da einen schlimmen Stand hat."

„O! ja," erwiederte nach einer Pause des Schweigens die alte Gräfin, „und es ist sehr traurig für mich, die ich durchaus in nichts mich mische, was vorgeht, mich in diesen Zwist verwickelt zu sehen."

„Ich bin der Meinung, Madame," sagte der Marschall, „daß Jemand irgendwo existirt, der Ihnen in dieser Angelegenheit helfen könnte, Jemand sehr Mächtiger . . . Wird aber diese Person wollen?"

„Ist's nicht zu viel Neugier, Herr Herzog, wenn ich Sie um den Namen dieser Person frage?"

„Ihre Pathe," antwortete der Herzog.

„O! o! Madame Dubarry?"

„Sie selbst."

„Im Grunde, es ist wahr . . . Sie bringen mich auf einen Gedanken."

Der Herzog biß sich auf die Lippen.

„Sie werden nach Luciennes gehen?" sagte er.

„Ohne Zögern."

„Aber Madame Dubarry wird die Opposition des Parlaments nicht brechen."

„Ich werde ihr sagen, daß ich meinen Prozeß abgeurtheilt sehen will, und da sie mir nach dem ihr geleisteten Dienste nichts versagen kann, so wird sie dem Könige bemerken, daß die Sache ihr gefällt. Seine Majestät werden mit dem Kanzler sprechen, und der Kanzler vermag viel, Herr Herzog . . . Meister Flageot, machen Sie mir jedenfalls das Vergnügen, meinen Prozeß gut zu studiren; er wird früher zur Verhandlung kommen, als Sie glauben; ich sag's Ihnen."

Meister Flageot drehte den Kopf mit einer Ungläubigkeit, welche die Gräfin nicht umzustimmen vermochte. Indessen hatte der Herzog nachgedacht.

„Nun denn, möchten Sie nicht, da Sie sich nach Luciennes begeben, Madame, die Güte haben, dort meine tiefeste Ehrerbietung auszudrücken?"

„Sehr gerne, Herr Herzog."

„Wir sind Unglücksgefährten; Ihr Prozeß stockt, der meinige auch; so viel Sie für sich bewirken, wür-

den Sie auch für mich bewirken . . . Zugleich werden Sie dort das Mißvergnügen bezeugen können, welches mir die Starrköpfe des Parlaments verursachen; Sie könnten beifügen, daß ich Ihnen den Rath ertheilte, Ihre Zuflucht zur Gottheit von Luciennes zu nehmen."

„Ich werde nicht ermangeln, es zu thun, Herr Herzog. Adieu, meine Herren!"

„Erweisen Sie mir die Ehre, meine Hand anzunehmen, um zu Ihrem Wagen zu gelangen. Noch einmal, adieu, Meister Flageot, ich lasse Sie bei Ihren Geschäften zurück . . ."

Der Marschall geleitete die Gräfin an ihren Wagen.

„Raffé hatte Recht," sagte er, „die Flageot's werden eine Revolution machen. Gott sey Dank, ich bin von beiden Seiten gestützt. — Ich halte zum Hofe und zum Parlamente. Madame Dubarry wird sich in die Politik mischen, und ganz allein fallen; wenn sie widersteht, so hab' ich meine kleine Trianonmine. Gewiß, dieser Teufels-Raffé ist aus meiner Schule, und ich werde ihn zu meinem Cabinets-Chef an dem Tage machen, an welchem ich Minister seyn werde."

## Neunundneunzigstes Kapitel.

### Worin sich die Sachen immer mehr verwirren.

Frau von Béarn benützte buchstäblich den Rath Richelieu's; dritthalb Stunden, nachdem der Herzog sie verlassen hatte, wartete sie im Vorzimmer zu Lu-

ciennes, in der Gesellschaft des Herrn Zamore. Man hatte sie schon geraume Zeit nicht mehr bei Madame Dubarry gesehen; daher erregte ihre Anwesenheit im Cabinet der Gräfin, wo ihr Name gemeldet wurde, eine Art von Neugier. Herr von Aiguillon hatte eben so wenig seine Zeit verloren, und complottirte mit der Favoritin, als Chon kam, und Audienz für Frau von Béarn nachsuchte. Der Herzog wollte sich entfernen; Madame Dubarry hielt ihn zurück.

„Es ist mir lieber, wenn Sie da sind," äußerte sie, „im Falle meine alte Almosensammlerin etwas von mir borgen sollte; Sie wären mir sehr nützlich; sie wird weniger verlangen."

Der Herzog blieb. Frau von Béarn nahm mit einem den Umständen entsprechenden Gesichte den Lehnstuhl, den jene ihr anbot, und Madame Dubarry fragte nach dem Austausche der ersten Artigkeiten: „Darf ich erfahren, welcher angenehme Zufall Sie herführt, Madame?"

„Ah! Madame," antwortete die alte Prozeßkrämerin, „ein großes Unglück."

„Welches denn, Madame?"

„Eine Nachricht, die Seine Majestät sehr betrüben wird."

„Sprechen Sie schnell, Madame."

„Die Parlamente."

„Ah, ah!" brummelte der Herzog von Aiguillon.

„Der Herr Herzog von Aiguillon," beeilte sich die Gräfin zu sagen, indem sie ihren Gast ihrer Besucherin aus Besorgniß irgend eines Mißverständnisses vorstellte.

Aber die alte Gräfin war so schlau, wie alle Höflinge miteinander, und beging nur mit gutem Vorbedacht ein Mißverständniß, und wenn das Mißverständniß ihr nützlich schien.

„Ich kenne," sagte sie, „alle Schändlichkeiten dieser Gerichtsröcke, und ihre geringe Achtung des Verdienstes und der Geburt."

Dieses Compliment, ganz nahe auf den Herzog abgeschnellt, veranlaßte eine schöne Verbeugung desselben vor der Prozeßkrämerin, welche sich erhob, und sie ihm erwiederte.

„Aber," fuhr sie fort, „es handelt sich nicht mehr um den Herrn Herzog, sondern um die ganze Bevölkerung; die Parlamente weigern sich, ihre Verrichtungen zu vollziehen."

„Wahrhaftig!" rief Madame Dubarry aus, auf dem Sofa sich zurücklehnend, „es wird keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich geben... Wohlan, hernach: welche Veränderung wird dieß hervorbringen?"

Der Herzog lächelte. Frau von Béarn verdüsterte, anstatt die Sache scherzhaft zu nehmen, ihr mürrisches Gesicht noch mehr.

„Es ist ein großes Unglück, Madame," sagte sie.

„Pah! wirklich?" antwortete die Favoritin.

„Man sieht wohl, Frau Gräfin, daß Sie so glücklich sind, keinen Prozeß zu haben."

„Hm!" sagte Herr von Aiguillon, um die Aufmerksamkeit der Madame Dubarry zu veranlassen, die endlich die Absicht der Prozeßkrämerin begriff.

„Ach, Madame," erwiederte sie auf der Stelle, „es

ist wahr; Sie erinnern mich, daß ich keinen Prozeß habe; Sie haben einen sehr wichtigen Prozeß."

„O! ja! . . . Madame, . . . und jede Verzögerung wird mir verderblich seyn."

„Arme Frau!"

„Es wäre nöthig, Frau Gräfin, daß der König einen Entschluß fassen würde."

„Ei, Madame, Seine Majestät sind sehr geneigt; sie werden die Herren Räthe verbannen, und somit Alles ordnen."

„Dann ist's ja eine Vertagung auf unbestimmte Zeit, Madame."

„Wissen Sie ein Mittel, Madame? Haben Sie die Güte, es zu bezeichnen."

Die Prozeßkrämerin hüllte sich in ihren Kopfputz, wie der sterbende Cäsar in seine Toga.

„Es gäbe wohl ein Mittel," sagte dann von Aiguillon, „aber Seine Majestät werden vielleicht Anstand nehmen, es anzuwenden."

„Welches?" fragte die Prozeßkrämerin ängstlich.

„Das gewöhnliche Hilfsmittel des Königthumes in Frankreich, wenn es ein wenig zu sehr genirt ist, besteht darin, ein Lit de Justice zu halten, und zu sagen: Ich will! während alle Opponirenden sagen: Ich will nicht."

„Eine vortreffliche Idee!" rief Frau von Béarn begeistert aus.

„Aber die man nicht verbreiten dürfte," versetzte von Aiguillon auf eine feine Art, mit einer Geberde, welche Frau von Béarn verstand.

„O! Madame," sagte nun die Prozeßkrämerin, „Madame, die Sie so viel über Seine Majestät vermögen, erwirken Sie, daß sie sagen: „„Ich will, daß man den Prozeß der Frau von Béarn aburtheile."" Uebrigens ist dieß, wie Sie wissen, eine versprochene Sache, und zwar seit langer Zeit."

Herr von Aiguillon kniff sich die Lippen, grüßte Madame Dubarry mit dem Blicke, und verließ das Cabinet. Er hatte so eben den Wagen des Königs im Hofe gehört.

„Der König kommt!" sagte Madame Dubarry, indem sie sich erhob, um die Prozeßkrämerin zu entlassen.

„O! Madame, warum erlauben Sie mir nicht, mich Seiner Majestät zu Füssen zu werfen."

„Um sie um ein Lit de Justice zu bitten . . . ich will es wohl," versetzte die Gräfin rasch. „Bleiben Sie da, Madame, da dieß Ihr Wunsch ist."

Kaum hatte Frau von Béarn ihren Kopfputz geordnet, als der König eintrat.

„Ah!" sagte er, „Sie haben Besuche, Gräfin?"

„Frau von Béarn, Sire."

„Sire, Gerechtigkeit!" rief die alte Dame mit einer tiefen Verneigung aus.

„O, o!" rief Ludwig XV. mit einem für Jeden, der ihn nicht kannte, unverständlichen Spotte aus; „sollte Jemand Sie beleidigt haben?"

„Sire, ich bitte um Gerechtigkeit."

„Gegen wen?"

„Gegen das Parlament."

„Ah! gut! . . ." erwiederte der König, in seine

Hände schlagend, „Sie beklagen sich über meine Parlamente. Wohlan, verschaffen Sie mir doch das Vergnügen, sie zur Vernunft zu bringen. Auch ich habe Ursache, mich darüber zu beklagen, und ich bitte Sie ebenfalls um Gerechtigkeit,“ fügte er bei, dem Knixe der alten Gräfin nachäffend.

„Sire, Sie sind denn doch der König, Sie sind der Gebieter.“

„Der König . . . ja, aber der Gebieter . . . nicht immer.“

„Sire, verkünden Sie Ihren Willen.“

„Dieß thu' ich alle Abende, Madame, und an jedem Morgen sprechen auch sie ihren Willen aus. Nun aber, da diese beiden Arten von Willen gerade einander entgegengesetzt sind, ergeht es uns, wie der Erde und dem Monde, die ewig einander nachlaufen, ohne jemals sich zu treffen.“

„Sire, Ihre Stimme ist mächtig genug, um das ganze Geschwätz dieser Leute zu übertäuben.“

„Darin täuschen Sie sich. Ich bin kein Advokat, und sie sind es. Wenn ich Ja sage, sagen sie Nein; es ist unmöglich, sich zu verständigen . . . Ah! wenn Sie ein Mittel finden, sie zu verhindern, Nein zu sagen, wenn ich Ja gesagt habe, so schließe ich ein Bündniß mit Ihnen.“

„Sire, ich habe dieses Mittel.“

„Geben Sie es mir sogleich.“

„Dieß will ich thun, Sire. Halten Sie ein Lit de Justice.“

„Das ist wieder eine andere Verlegenheit,“ erwie-

„O! Madame,“ sagte nun die Prozeßkrämerin, „Madame, die Sie so viel über Seine Majestät vermögen, erwirken Sie, daß sie sagen: „„Ich will, daß man den Prozeß der Frau von Béarn aburtheile.““ Uebrigens ist dieß, wie Sie wissen, eine versprochene Sache, und zwar seit langer Zeit.“

Herr von Aiguillon kniff sich die Lippen, grüßte Madame Dubarry mit dem Blicke, und verließ das Cabinet. Er hatte so eben den Wagen des Königs im Hofe gehört.

„Der König kommt!“ sagte Madame Dubarry, indem sie sich erhob, um die Prozeßkrämerin zu entlassen.

„O! Madame, warum erlauben Sie mir nicht, mich Seiner Majestät zu Füssen zu werfen.“

„Um sie um ein Lit de Justice zu bitten . . . ich will es wohl,“ versetzte die Gräfin rasch. „Bleiben Sie da, Madame, da dieß Ihr Wunsch ist.“

Kaum hatte Frau von Béarn ihren Kopfputz geordnet, als der König eintrat.

„Ah!“ sagte er, „Sie haben Besuche, Gräfin?“

„Frau von Béarn, Sire.“

„Sire, Gerechtigkeit!“ rief die alte Dame mit einer tiefen Verneigung aus.

„O, o!“ rief Ludwig XV. mit einem für Jeden, der ihn nicht kannte, unverständlichen Spotte aus; „sollte Jemand Sie beleidigt haben?“

„Sire, ich bitte um Gerechtigkeit.“

„Gegen wen?“

„Gegen das Parlament.“

„Ah! gut! . . .“ erwiederte der König, in seine

Hände schlagend, „Sie beklagen sich über meine Parlamente. Wohlan, verschaffen Sie mir doch das Vergnügen, sie zur Vernunft zu bringen. Auch ich habe Ursache, mich darüber zu beklagen, und ich bitte Sie ebenfalls um Gerechtigkeit," fügte er bei, dem Knixe der alten Gräfin nachäffend.

„Sire, Sie sind denn doch der König, Sie sind der Gebieter."

„Der König . . . ja, aber der Gebieter . . . nicht immer."

„Sire, verkünden Sie Ihren Willen."

„Dieß thu' ich alle Abende, Madame, und an jedem Morgen sprechen auch sie ihren Willen aus. Nun aber, da diese beiden Arten von Willen gerade einander entgegengesetzt sind, ergeht es uns, wie der Erde und dem Monde, die ewig einander nachlaufen, ohne jemals sich zu treffen."

„Sire, Ihre Stimme ist mächtig genug, um das ganze Geschwätz dieser Leute zu übertäuben."

„Darin täuschen Sie sich. Ich bin kein Advokat, und sie sind es. Wenn ich Ja sage, sagen sie Nein; es ist unmöglich, sich zu verständigen . . . Ah! wenn Sie ein Mittel finden, sie zu verhindern, Nein zu sagen, wenn ich Ja gesagt habe, so schließe ich ein Bündniß mit Ihnen."

„Sire, ich habe dieses Mittel."

„Geben Sie es mir sogleich."

„Dieß will ich thun, Sire. Halten Sie ein Lit de Justice."

„Das ist wieder eine andere Verlegenheit," erwie-

derte der König; „ein Lit de Justice. Was fällt Ihnen ein, Madame? Das ist gleichsam eine Revolution.“

„Es ist ein Mittel, jenen aufrührischen Leuten in's Gesicht zu sagen, daß Sie der Gebieter sind. Sie wissen, Sire, daß der König, wenn er so seinen Willen bethätiget, allein das Recht hat, zu sprechen; Niemand antwortet. Sie werden zu ihnen sagen: „„Ich will,““ und sie werden den Kopf senken . . .“

„So viel ist richtig,“ äußerte die Gräfin Dubarry, „daß die Idee prächtig ist.“

„Prächtig, ja,“ erwiederte Ludwig XV.; „gut, nein.“

„Dennoch ist's schön,“ fuhr Madame Dubarry eifrig fort, „der Festzug, die Edelleute, die Pairs, alle königlichen Haustruppen, dann eine unermeßliche Volksmenge, ferner das Lit de Justice, aus fünf mit goldenen Lilien verzierten Ohrkissen bestehend... Dieß wäre eine schöne Feierlichkeit.“

„Sie glauben?“ sagte der König, ein wenig in seinen Ueberzeugungen erschüttert.

„Und das prachtvolle Gewand des Königs, der mit Hermelin ausgeschlagene Mantel, die Krondiamanten, das goldene Scepter, all dieser Glanz, welcher einem erlauchten und schönen Antlitze geziemt. O! wie strahlend würden Sie so seyn, Sire!“

„Man hat schon lange kein Lit de Justice mehr gesehen,“ äußerte Ludwig XV. mit einer erkünstelten Gleichgültigkeit.

„Seit Ihrer Kindheit, Sire,“ sagte Frau von Bearn; „die Erinnerung an Ihre strahlende Schönheit ist in allen Herzen geblieben.“

„Ferner," fügte Madame Dubarry bei, „wäre es eine gute Gelegenheit für den Herrn Kanzler, seine derbe, eindringliche Beredsamkeit anzuwenden, um diese Leute durch die Gewalt der Wahrheit, der Würde, und der Auctorität zu zermalmen."

„Ich muß warten, bis das Parlament die erste Uebelthat begeht," sagte Ludwig XV.; „dann will ich sehen."

„Was erwarten Sie denn Aergeres, Sire, als das, was es eben erst gethan hat?"

„Und was hat es denn gethan? sprechen Sie!"

„Sie wissen es nicht?"

„Es hat den Herrn von Aiguillon ein wenig geneckt, das ist kein hängenswerther Fall, obwohl," erwiederte der König, mit einem Blicke auf Madame Dubarry, „dieser liebe Herzog zu meinen Freunden gehört. Nun aber hab' ich; wenn die Parlamente den Herzog neckten, ihre Bosheit durch meine gestrige oder vorgestrige Entscheidung, ich erinnere mich nicht mehr, wieder gut gemacht. Wir sind also quitt."

„Wohlan, Sire," versetzte Madame Dubarry rasch, „die Frau Gräfin kam und erzählte uns, daß jene schwarzen Herren diesen Morgen sich sauber benahmen."

„Wie so?" fragte der König, die Stirne runzelnd.

„Sprechen Sie, Madame, der König erlaubt es," sagte die Favoritin.

„Sire, die Herren Räthe haben beschlossen, keinen Parlamentshof mehr zu halten, bis Seine Majestät ihnen gewonnenes Spiel werden gegeben haben."

„Wie beliebt?" fragte der König; „Sie täuschen sich, Madame; dieß wäre ein Act der Empörung, und mein

Parlament wird es nicht wagen,' sich zu empören, hoff' ich."

„Sire, ich versichere Ihnen . . ."

„O! Madame, das sind Gerüchte."

„Wollen Eure Majestät mir Gehör schenken?"

„Sprechen Sie, Gräfin."

„Nun denn, mein Procurator hat mir heute meinen Prozeßact zurückgegeben . . .; er plaidirt nicht mehr, weil man nicht mehr aburtheilt."

„Gerüchte, sag' ich Ihnen, Versuch, Schreckschuß."

Und also sprechend, ging der König ganz aufgeregt im Cabinete auf und ab.

„Sire, werden Eure Majestät dem Herrn von Richelieu mehr glauben, als mir? Wohlan, man hat in meiner Gegenwart dem Herrn von Richelieu die Prozeßacten zurückgegeben, wie mir, und der Herr Herzog sich sehr ergrimmt entfernt."

„Man kratzt an der Thüre," sagte der König, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Zamore ist's, Sire."

Zamore trat ein.

„Gebieterin, ein Brief," sagte er.

„Sie erlauben, Sire?" fragte die Gräfin.

„Ah! mein Gott!" rief sie plötzlich aus.

„Was denn?"

„Vom Herrn Kanzler, Sire. Herr von Maupeou, welcher weiß, daß Eure Majestät so gütig waren, mich zu besuchen, bittet mich um meine Fürsprache, um einen Augenblick Audienz zu erhalten."

„Was giebt es denn wieder?"

„Lassen Sie den Herrn Kanzler eintreten," sagte Madame Dubarry.

Die Gräfin von Béarn stand auf, und wollte sich beabschieden.

„Sie können schon da bleiben, Madame," sagte der König zu ihr. „Guten Tag, Herr von Maupeou. Was giebt's Neues?"

„Sire," antwortete der Kanzler mit einer Verbeugung, „das Parlament genirte Sie: Sie haben kein Parlament mehr."

„Und wie so? Sind sie Alle todt? Haben sie Arsenik gegessen?"

„Wollte Gott! . . . . Nein, Sire, sie leben; allein sie wollen keine Sitzung halten, und reichen ihre Entlassungen ein. Ich habe sie so eben in Masse empfangen."

„Die Räthe?"

„Nein, Sire, die Entlassungen."

„Ich sagte Ihnen ja, Sire, daß es ernst sey," äußerte die Gräfin halblaut.

„Sehr ernst," antwortete Ludwig XV. mit Ungeduld. „Nun denn, Herr Kanzler, was haben Sie gethan?"

„Sire, ich bin gekommen, um die Befehle Eurer Majestät entgegen zu nehmen."

„Verbannen wir diese Leute, Maupeou."

„Sire, in der Verbannung werden Sie eben so wenig aburtheilen."

„Gebieten wir ihnen, abzuurtheilen . . . Pah! die Einschärfungen sind abgenützt . . . die Cabinetsbefehle auch . . ."

„Ah! Sire, dießmal muß man Willen zeigen."

„Ja, Sie haben Recht . . .“

„Muth!“ sagte Frau von Béarn ganz leise zu Madame Dubarry.

„Und den Gebieter bethätigen, nachdem man allzu oft den Vater gezeigt hat,“ rief die Gräfin aus.

„Kanzler,“ sagte der König langsam, „ich weiß nur mehr ein einziges Mittel: es ist bedenklich, aber wirksam. Ich will ein Lit de Justice halten; diese Leute müssen einmal tüchtig zittern.“

„Ah! Sire,“ rief der Kanzler aus, „das heißt reden; sie mögen sich biegen, oder brechen!“

„Madame,“ fügte der König bei, zur Prozeßkrämerin sich wendend, „Sie sehen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn Ihr Prozeß nicht abgeurtheilt wird.“

„Sire, Sie sind der größte König auf der Welt.“

„O! ja . . .“ sagten, wie ein Echo, die Gräfin, Chon und der Kanzler.

„Die Welt sagt dieß jedoch nicht,“ murmelte der König.

---

## Hundertstes Kapitel.

### Das Lit de Justice.

Jenes berüchtigte Lit de Justice fand mit der ganzen Feierlichkeit der Anforderungen, einerseits des königlichen Stolzes, andererseits der Intriguen Statt, welche den Gebieter zu diesem Staatsstreiche drängten. Die königlichen Haustruppen rückten aus, eine große Menge von Bogenschützen mit kurzem Rocke, Soldaten von der

Scharwache und Polizeiagenten waren bestimmt, den Herrn Kanzler zu beschützen, der, wie ein General an einem entscheidenden Tage, seine geheiligte Person für den günstigen Erfolg des Unternehmens der Gefahr aussetzen sollte. Der Herr Kanzler war sehr verabscheut; er wußte es, und wenn seine Eitelkeit ihn zur Furcht eines Mordes zu verleiten vermochte, konnten ihm besser unterrichtete Leute, ohne zu übertreiben, eine tüchtige Beschimpfung, oder allerwenigstens ein Hohngelächter vorhersagen. Der nämliche artige Nebenvortheil war dem Herrn von Aiguillon sicher, gegen den der durch die Parlamentsverhandlungen ein wenig aufgeklärte Volksinstinkt eine heimliche Abneigung hegte. Der König erkünstelte Heiterkeit. Er war jedoch nicht ruhig. Aber man sah ihn sich in seinem prächtigen Königsgewande bewundern, und sogleich die Bemerkung machen, daß nichts so gut beschütze, als die Majestät. Er hätte beifügen können: „Und die Liebe der Völker." Doch dieß war eine ihm zu Metz, zur Zeit seiner Krankheit, so oft wiederholte Phrase, daß er glaubte, sie nicht wiederholen zu können, ohne eines Plagiats beschuldiget zu werden. Am Morgen nahm die Dauphine, für welche dieses Schauspiel neu war, und die vielleicht im Grunde es zu sehen wünschte, ihre leidende Miene an, und behielt sie auf dem ganzen Wege zur Ceremonie bei, was die Meinung gegen sie sehr günstig stimmte. Madame Dubarry war muthig. Sie besaß jenes Vertrauen, welches die Jugend und die Schönheit verleihen. Hatte man übrigens nicht Alles über sie gesagt? Was ließ sich Allem beifügen? Sie schien freudestrahlend, wie

von einem Wiederscheine des erlauchten Glanzes ihres Geliebten verklärt. Der Herr Herzog von Aiguillon ging keck unter der Zahl der Pairs einher, die dem Könige voranschritten. Sein Gesicht war voll Würde und Charakter, zeigte keine Spur von Kummer oder Unzufriedenheit. Er trug sein Haupt nicht mit dem Stolze eines Triumphators. Wenn man ihn so des Weges ziehen sah, hätte Niemand die Schlacht erkannt, welche der König und die Parlamente auf dem Boden seiner Persönlichkeit sich geliefert hatten. Man wies sich ihn mit dem Finger in der Menge; man warf ihm schreckliche Blicke aus den Reihen der Parlamentsanhänger zu . . . und dieß war Alles. Der große Saal der Pairs war zum Ueberströmen voll; Interessirte und Interessirende bildeten ein Ganzes von dreitausend Personen. Draußen verrieth die Menge, von den Stäben der Huissiers, von den Stöcken und Kolben der Bogenschützen bewältiget, ihre Anwesenheit nur durch jenes unbeschreibliche Summen, welches keine Stimme ist, nichts articulirt, sich jedoch verständlich macht, und ziemlich richtig das Tosen der Volkswogen nennen ließe. Die nämliche Stille herrschte im großen Saale nach dem Aufhören der geräuschvollen Schritte, als Jeder seinen Platz eingenommen, und der König, majestätisch und düster, seinem Kanzler das Wort zu ergreifen befohlen hatte. Die Parlamentsmitglieder wußten zum voraus, was ihnen das Lit de Justice bringen würde. Sie begriffen die Ursache ihrer Zusammenberufung sehr wohl. Man wollte ihnen wenig gemäßigte Willensmeinungen mittheilen; allein sie kannten die Langmuth, um nicht

zu sagen die Schüchternheit des Königs, und hegten sie Furcht, so geschah es mehr vor den Folgen des Lit de Justice, als vor der Sitzung selbst. Der Kanzler nahm das Wort. Er war ein Schönredner. Sein Eingang der Rede war gewandt, und die Liebhaber des beweisenden Styles fanden da eine üppige Weide. Die Rede artete jedoch in einen so derben Verweis aus, daß der Adel zu lächeln begann, und die Parlamentsmitglieder nachgerade sich ziemlich unbehaglich fühlten. Der König befahl durch den Mund des Kanzlers, die Angelegenheiten der Bretagne kurz abzuschneiden, deren er satt sey. Er befahl dem Parlamente, sich mit dem Herrn Herzoge von Aiguillon wieder zu versöhnen, dessen Dienstleistung ihm entspreche; den Gang der Justiz nicht mehr zu unterbrechen, wodurch Alles gehen würde, wie zu den glückseligen Zeiten des goldenen Zeitalters, wo die Bäche flossen, Reden in fünf Theilen, von berathender oder gerichtlicher Art, murmelnd, da die Bäume voll von Actenstößen auf Griffweite der Herren Advokaten oder Procuratoren hingen, welche das Recht besaßen, sie als ihnen gebührende Früchte zu pflücken. Diese Leckerbissen söhnten das Parlament eben so wenig mit dem Herrn von Maupeou wieder aus, als mit dem Herrn Herzoge von Aiguillon. Aber die Rede war gehalten, und eine Antwort darauf nicht möglich. Alle Parlamentsmitglieder nahmen, höchst aufgebracht, mit jener bewundernswerthen Einheit, die allen constituirten Körpern so viel Stärke verleiht, eine ruhige und gleichgültige Haltung an, welche Seiner Majestät und der aristocratischen Welt auf den Tribunen außerordentlich miß-

von einem Wiederscheine des erlauchten Glanzes ihres Geliebten verklärt. Der Herr Herzog von Aiguillon ging keck unter der Zahl der Pairs einher, die dem Könige voranschritten. Sein Gesicht war voll Würde und Charakter, zeigte keine Spur von Kummer oder Unzufriedenheit. Er trug sein Haupt nicht mit dem Stolze eines Triumphators. Wenn man ihn so des Weges ziehen sah, hätte Niemand die Schlacht erkannt, welche der König und die Parlamente auf dem Boden seiner Persönlichkeit sich geliefert hatten. Man wies sich ihn mit dem Finger in der Menge; man warf ihm schreckliche Blicke aus den Reihen der Parlamentsanhänger zu . . . und dieß war Alles. Der große Saal der Pairs war zum Ueberströmen voll; Interessirte und Interessirende bildeten ein Ganzes von dreitausend Personen. Draußen verrieth die Menge, von den Stäben der Huissiers, von den Stöcken und Kolben der Bogenschützen bewältiget, ihre Anwesenheit nur durch jenes unbeschreibliche Summen, welches keine Stimme ist, nichts articulirt, sich jedoch verständlich macht, und ziemlich richtig das Tosen der Volkswogen nennen ließe. Die nämliche Stille herrschte im großen Saale nach dem Aufhören der geräuschvollen Schritte, als Jeder seinen Platz eingenommen, und der König, majestätisch und düster, seinem Kanzler das Wort zu ergreifen befohlen hatte. Die Parlamentsmitglieder wußten zum voraus, was ihnen das Lit de Justice bringen würde. Sie begriffen die Ursache ihrer Zusammenberufung sehr wohl. Man wollte ihnen wenig gemäßigte Willensmeinungen mittheilen; allein sie kannten die Langmuth, um nicht

zu sagen die Schüchternheit des Königs, und hegten sie Furcht, so geschah es mehr vor den Folgen des Lit de Justice, als vor der Sitzung selbst. Der Kanzler nahm das Wort. Er war ein Schönredner. Sein Eingang der Rede war gewandt, und die Liebhaber des beweisenden Styles fanden da eine üppige Weide. Die Rede artete jedoch in einen so derben Verweis aus, daß der Adel zu lächeln begann, und die Parlamentsmitglieder nachgerade sich ziemlich unbehaglich fühlten. Der König befahl durch den Mund des Kanzlers, die Angelegenheiten der Bretagne kurz abzuschneiden, deren er satt sey. Er befahl dem Parlamente, sich mit dem Herrn Herzoge von Aiguillon wieder zu versöhnen, dessen Dienstleistung ihm entspreche; den Gang der Justiz nicht mehr zu unterbrechen, wodurch Alles gehen würde, wie zu den glückseligen Zeiten des goldenen Zeitalters, wo die Bäche flossen, Reden in fünf Theilen, von berathender oder gerichtlicher Art, murmelnd, da die Bäume voll von Actenstößen auf Griffweite der Herren Advokaten oder Procuratoren hingen, welche das Recht besaßen, sie als ihnen gebührende Früchte zu pflücken. Diese Leckerbissen söhnten das Parlament eben so wenig mit dem Herrn von Maupeou wieder aus, als mit dem Herrn Herzoge von Aiguillon. Aber die Rede war gehalten, und eine Antwort darauf nicht möglich. Alle Parlamentsmitglieder nahmen, höchst aufgebracht, mit jener bewundernswerthen Einheit, die allen constituirten Körpern so viel Stärke verleiht, eine ruhige und gleichgültige Haltung an, welche Seiner Majestät und der aristocratischen Welt auf den Tribunen außerordentlich miß-

fiel. Die Frau Dauphine erblaßte vor Zorn. Sie war zum erstenmale Zeugin des Volkswiderstandes, und berechnete kaltblütig die Macht desselben. Zum Lit de Justice in der Absicht gekommen, jedem Beschlusse, den man dort fassen oder verkünden dürfte, wenigstens dem Anscheine nach sehr entgegengesetzt zu seyn, fühlte sie sich nach und nach fortgerissen, gemeinschaftliche Sache mit den Angehörigen ihrer Race und ihrer Kaste zu machen, so zwar, daß, je tiefer der Kanzler in das parlamentarische Fleisch biß, dieser junge Stolz sich entrüstete, seine Zähne so wenig scharf zu sehen; es dünkte ihr, daß sie Worte gefunden hätte, diese Versammlung wie eine Heerde Ochsen unter dem Treibstachel aufzusprengen. Kurz, sie fand den Kanzler zu schwach, und die Parlamentsmitglieder zu stark. Ludwig XV. war Physiognomist, wie es alle Egoisten seyn würden, wenn sie nicht zu gleicher Zeit träge wären, da sie Egoisten sind. Er schaute um sich her, um die Wirkung seines durch Worte, die er ziemlich beredt fand, ausgedrückten Willens zu beobachten. Die Blässe und die gekniffenen Lippen der Dauphine offenbarten ihm alsogleich, was in diesem Gemüthe vorging. Als Gegengewicht betrachtete er das Antlitz der Madame Dubarry; anstatt des Siegeslächelns, das er darin zu finden glaubte, erblickte er nur eine gewaltige Lust, die Blicke des Königs auf sich zu ziehen, um seine Gedanken zu erforschen. Nichts schüchtert die schwachen Geister so sehr ein, als durch fremden Geist und Willen überflügelt zu werden. Wenn sie sich durch einen bereits gefaßten Entschluß beobachtet sehen, schließen sie daraus, daß sie nicht genug gethan

haben, daß sie lächerlich seyn werden, oder gewesen sind, daß man Recht hatte, mehr zu fordern, als sie leisteten. Dann gehen sie zu den Extremen über; der Schüchterne wird verwegen, und eine plötzliche Kundgebung verräth die Wirkung jener durch die Furcht auf eine minder starke Furcht hervorgebrachten Reaction. Der König brauchte der Rede seines Kanzlers kein Wort beizufügen; dieß war gegen die Etikette, und sogar nicht nothwendig. Allein dießmal war er vom Dämon des Plauderns besessen, und gab durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß er sprechen wolle. Unverzüglich verwandelte sich die Aufmerksamkeit in das größte Erstaunen. Man sah alle Köpfe der Parlamentsmitglieder gegen das Lit de Justice mit der Bewegungspünktlichkeit eines Gliedes geschulter Soldaten sich wenden. Die Prinzen, die Pairs, die Militäre fühlten sich bewegt. Es war nicht unmöglich, daß nach so vielen guten Dingen, die gesagt worden waren, Seine Allerchristlichste Majestät gewaltig unnützes Zeug sprechen würde. Ihre Ehrfurcht hinderte sie, das anders zu bezeichnen, was aus dem Munde des Königs kommen konnte. Man sah Herrn von Richelieu, der sich augenfällig von seinem Neffen fern gehalten hatte, in diesem Momente den eifrigsten Oppositionsmännern des Parlaments sich nähern, diese Annäherung vorzüglich durch den Blick und die geheimnißvolle Befreundung des Einverständnisses bethätigen. Doch sein Blick, der aufrührisch zu werden begann, begegnete dem klaren Blicke der Madame Dubarry. Richelieu besaß als Person die werthvolle Kunst der Uebergänge; er ging vom ironischen zum bewundernden

Tone über, und wählte die schöne Gräfin zum Durchschnittspunkte zwischen den Schräglinien dieser beiden Extreme. Er spendete also ein flüchtiges Lächeln von Glückswünschen und Galanterie der Madame Dubarry; allein diese ließ sich nicht täuschen, um so weniger, als der alte Marschall, nach der Anknüpfung seines Verkehres mit den Parlamentsmitgliedern und mit den Häuptern der Opposition, genöthiget war, ihn fortzusetzen, um nicht das zu scheinen, was er in der Wirklichkeit war. Welche Fernsichten in einem Tropfen Wasser bot dieser Ocean, dem Beobachter! wie viele Jahrhunderte in einer Secunde diese unbeschreibliche Ewigkeit! Alles, was wir da sagen, umfaßte die Zeit, während welcher Seine Majestät, Ludwig **XV.** sich anschickte, zu sprechen, und den Mund zu öffnen.

„Sie haben vernommen," sprach er mit einer festen Stimme, „was mein Kanzler von meinen Willensmeinungen Ihnen zu wissen gethan hat. Denken Sie also daran, sie zu vollziehen, denn dieß sind meine Absichten, und ich werde niemals meine Gesinnung ändern!"

Ludwig **XV.** ließ diese letztern Worte mit dem Schalle und der Kraft des Donners ertönen. Daher war die ganze Versammlung buchstäblich niedergedonnert. Ein Schauder durchrieselte alle Parlamentsmitglieder, ein Schreckensschauder, der sich augenblicklich der Menge mittheilte, wie ein electrischer Funke rasch an das Ende des Drahtes läuft. Der nämliche Schauder durchzuckte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen in allen Herzen. Die Dauphine dankte unwillkürlich dem Kö-

nige durch einen aus ihren schönen Augen entsendeten Blitz. Madame Dubarry, electrisirt, konnte sich nicht enthalten, aufzustehen, und hätte in die Hände geklascht, ohne die sehr natürliche Furcht, welche sie hegte, bei dem Austritte gesteinigt zu werden, oder am andern Tage hundert Lieder zu erhalten, die einen abscheulicher als die andern. Ludwig XV. konnte sich von diesem Momente an seines Triumphes freuen. Die Parlamentsmitglieder senkten ihre Stirnen noch immer mit der nämlichen Einheit. Der König erhob sich auf seinen liliengestickten Polstern. Alsogleich standen der Capitaine des Gardes, der Commandant der königlichen Haustruppen, und alle Edelleute auf. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten draussen. Das fast schweigende Beben des Volkes bei der Ankunft, verwandelte sich in ein Brausen, das in der Ferne verklang, von den Soldaten und Bogenschützen bewältiget. Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gesenkte Stirnen. Herr von Aiguillon ging Seiner Majestät wieder voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen. An der Thüre des Saales angekommen, sah der Kanzler von weitem dieses Volk, erschrack über alle diese Blitze, welche ungeachtet der Entfernung bis zu ihm zuckten, und sagte zu den Bogenschützen: „Umdränget mich!“

Herr von Richelieu, vor dem Herzoge von Aiguillon tief sich verbeugend, sagte zu seinem Neffen: „Diese Stirnen sind sehr tief, Herzog; sie werden sich früh oder spät teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht!“

Tone über, und wählte die schöne Gräfin zum Durchschnittspunkte zwischen den Schräglinien dieser beiden Extreme. Er spendete also ein flüchtiges Lächeln von Glückswünschen und Galanterie der Madame Dubarry; allein diese ließ sich nicht täuschen, um so weniger, als der alte Marschall, nach der Anknüpfung seines Verkehres mit den Parlamentsmitgliedern und mit den Häuptern der Opposition, genöthiget war, ihn fortzusetzen, um nicht das zu scheinen, was er in der Wirklichkeit war. Welche Fernsichten in einem Tropfen Wasser bot dieser Ocean, dem Beobachter! wie viele Jahrhunderte in einer Secunde diese unbeschreibliche Ewigkeit! Alles, was wir da sagen, umfaßte die Zeit, während welcher Seine Majestät, Ludwig XV. sich anschickte, zu sprechen, und den Mund zu öffnen.

„Sie haben vernommen," sprach er mit einer festen Stimme, „was mein Kanzler von meinen Willensmeinungen Ihnen zu wissen gethan hat. Denken Sie also daran, sie zu vollziehen, denn dieß sind meine Absichten, und ich werde niemals meine Gesinnung ändern!"

Ludwig XV. ließ diese letztern Worte mit dem Schalle und der Kraft des Donners ertönen. Daher war die ganze Versammlung buchstäblich niedergedonnert. Ein Schauder durchrieselte alle Parlamentsmitglieder, ein Schreckensschauder, der sich augenblicklich der Menge mittheilte, wie ein electrischer Funke rasch an das Ende des Drahtes läuft. Der nämliche Schauder durchzuckte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen in allen Herzen. Die Dauphine dankte unwillkürlich dem Kö=

nige durch einen aus ihren schönen Augen entsendeten Blitz. Madame Dubarry, electrisirt, konnte sich nicht enthalten, aufzustehen, und hätte in die Hände geklascht, ohne die sehr natürliche Furcht, welche sie hegte, bei dem Austritte gesteinigt zu werden, oder am andern Tage hundert Lieder zu erhalten, die einen abscheulicher als die andern. Ludwig XV. konnte sich von diesem Momente an seines Triumphes freuen. Die Parlamentsmitglieder senkten ihre Stirnen noch immer mit der nämlichen Einheit. Der König erhob sich auf seinen liliengestickten Polstern. Alsogleich standen der Capitaine des Gardes, der Commandant der königlichen Haustruppen, und alle Edelleute auf. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten draussen. Das fast schweigende Beben des Volkes bei der Ankunft, verwandelte sich in ein Brausen, das in der Ferne verklang, von den Soldaten und Bogenschützen bewältiget. Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gesenkte Stirnen. Herr von Aiguillon ging Seiner Majestät wieder voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen. An der Thüre des Saales angekommen, sah der Kanzler von weitem dieses Volk, erschrack über alle diese Blitze, welche ungeachtet der Entfernung bis zu ihm zuckten, und sagte zu den Bogenschützen: „Umdränget mich!“

Herr von Richelieu, vor dem Herzoge von Aiguillon tief sich verbeugend, sagte zu seinem Neffen: „Diese Stirnen sind sehr tief, Herzog; sie werden sich früh oder spät teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht!“

Tone über, und wählte die schöne Gräfin zum Durchschnittspunkte zwischen den Schräglinien dieser beiden Extreme. Er spendete also ein flüchtiges Lächeln von Glückswünschen und Galanterie der Madame Dubarry; allein diese ließ sich nicht täuschen, um so weniger, als der alte Marschall, nach der Anknüpfung seines Verkehres mit den Parlamentsmitgliedern und mit den Häuptern der Opposition, genöthiget war, ihn fortzusetzen, um nicht das zu scheinen, was er in der Wirklichkeit war. Welche Fernsichten in einem Tropfen Wasser bot dieser Ocean, dem Beobachter! wie viele Jahrhunderte in einer Secunde diese unbeschreibliche Ewigkeit! Alles, was wir da sagen, umfaßte die Zeit, während welcher Seine Majestät, Ludwig XV. sich anschickte, zu sprechen, und den Mund zu öffnen.

„Sie haben vernommen," sprach er mit einer festen Stimme, „was mein Kanzler von meinen Willensmeinungen Ihnen zu wissen gethan hat. Denken Sie also daran, sie zu vollziehen, denn dieß sind meine Absichten, und ich werde niemals meine Gesinnung ändern!"

Ludwig XV. ließ diese letztern Worte mit dem Schalle und der Kraft des Donners ertönen. Daher war die ganze Versammlung buchstäblich niedergedonnert. Ein Schauder durchrieselte alle Parlamentsmitglieder, ein Schreckensschauder, der sich augenblicklich der Menge mittheilte, wie ein electrischer Funke rasch an das Ende des Drahtes läuft. Der nämliche Schauder durchzuckte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen in allen Herzen. Die Dauphine dankte unwillkürlich dem Kö-

nige durch einen aus ihren schönen Augen entsendeten Blitz. Madame Dubarry, electrisirt, konnte sich nicht enthalten, aufzustehen, und hätte in die Hände geklascht, ohne die sehr natürliche Furcht, welche sie hegte, bei dem Austritte gesteinigt zu werden, oder am andern Tage hundert Lieder zu erhalten, die einen abscheulicher als die andern. Ludwig XV. konnte sich von diesem Momente an seines Triumphes freuen. Die Parlamentsmitglieder senkten ihre Stirnen noch immer mit der nämlichen Einheit. Der König erhob sich auf seinen liliengestickten Polstern. Alsogleich standen der Capitaine des Gardes, der Commandant der königlichen Haustruppen, und alle Edelleute auf. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten draussen. Das fast schweigende Beben des Volkes bei der Ankunft, verwandelte sich in ein Brausen, das in der Ferne verklang, von den Soldaten und Bogenschützen bewältiget. Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gesenkte Stirnen. Herr von Aiguillon ging Seiner Majestät wieder voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen. An der Thüre des Saales angekommen, sah der Kanzler von weitem dieses Volk, erschrack über alle diese Blitze, welche ungeachtet der Entfernung bis zu ihm zuckten, und sagte zu den Bogenschützen: „Umdränget mich!“

Herr von Richelieu, vor dem Herzoge von Aiguillon tief sich verbeugend, sagte zu seinem Neffen: „Diese Stirnen sind sehr tief, Herzog; sie werden sich früh oder spät teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht!“

Tone über, und wählte die schöne Gräfin zum Durchschnittspunkte zwischen den Schräglinien dieser beiden Extreme. Er spendete also ein flüchtiges Lächeln von Glückswünschen und Galanterie der Madame Dubarry; allein diese ließ sich nicht täuschen, um so weniger, als der alte Marschall, nach der Anknüpfung seines Verkehres mit den Parlamentsmitgliedern und mit den Häuptern der Opposition, genöthiget war, ihn fortzusetzen, um nicht das zu scheinen, was er in der Wirklichkeit war. Welche Fernsichten in einem Tropfen Wasser bot dieser Ocean, dem Beobachter! wie viele Jahrhunderte in einer Secunde diese unbeschreibliche Ewigkeit! Alles, was wir da sagen, umfaßte die Zeit, während welcher Seine Majestät, Ludwig XV. sich anschickte, zu sprechen, und den Mund zu öffnen.

„Sie haben vernommen," sprach er mit einer festen Stimme, „was mein Kanzler von meinen Willensmeinungen Ihnen zu wissen gethan hat. Denken Sie also daran, sie zu vollziehen, denn dieß sind meine Absichten, und ich werde niemals meine Gesinnung ändern!"

Ludwig XV. ließ diese letztern Worte mit dem Schalle und der Kraft des Donners ertönen. Daher war die ganze Versammlung buchstäblich niedergedonnert. Ein Schauder durchrieselte alle Parlamentsmitglieder, ein Schreckensschauder, der sich augenblicklich der Menge mittheilte, wie ein electrischer Funke rasch an das Ende des Drahtes läuft. Der nämliche Schauder durchzuckte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen in allen Herzen. Die Dauphine dankte unwillkürlich dem Kö-

nige durch einen aus ihren schönen Augen entsendeten Blitz. Madame Dubarry, electrisirt, konnte sich nicht enthalten, aufzustehen, und hätte in die Hände geklascht, ohne die sehr natürliche Furcht, welche sie hegte, bei dem Austritte gesteinigt zu werden, oder am andern Tage hundert Lieder zu erhalten, die einen abscheulicher als die andern. Ludwig XV. konnte sich von diesem Momente an seines Triumphes freuen. Die Parlamentsmitglieder senkten ihre Stirnen noch immer mit der nämlichen Einheit. Der König erhob sich auf seinen liliengestickten Polstern. Alsogleich standen der Capitaine des Gardes, der Commandant der königlichen Haustruppen, und alle Edelleute auf. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten draussen. Das fast schweigende Beben des Volkes bei der Ankunft, verwandelte sich in ein Brausen, das in der Ferne verklang, von den Soldaten und Bogenschützen bewältiget. Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gesenkte Stirnen. Herr von Aiguillon ging Seiner Majestät wieder voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen. An der Thüre des Saales angekommen, sah der Kanzler von weitem dieses Volk, erschrack über alle diese Blitze, welche ungeachtet der Entfernung bis zu ihm zuckten, und sagte zu den Bogenschützen: „Umdränget mich!“

Herr von Richelieu, vor dem Herzoge von Aiguillon tief sich verbeugend, sagte zu seinem Neffen: „Diese Stirnen sind sehr tief, Herzog; sie werden sich früh oder spät teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht!“

Tone über, und wählte die schöne Gräfin zum Durchschnittspunkte zwischen den Schräglinien dieser beiden Extreme. Er spendete also ein flüchtiges Lächeln von Glückswünschen und Galanterie der Madame Dubarry; allein diese ließ sich nicht täuschen, um so weniger, als der alte Marschall, nach der Anknüpfung seines Verkehres mit den Parlamentsmitgliedern und mit den Häuptern der Opposition, genöthiget war, ihn fortzusetzen, um nicht das zu scheinen, was er in der Wirklichkeit war. Welche Fernsichten in einem Tropfen Wasser bot dieser Ocean, dem Beobachter! wie viele Jahrhunderte in einer Secunde diese unbeschreibliche Ewigkeit! Alles, was wir da sagen, umfaßte die Zeit, während welcher Seine Majestät, Ludwig XV. sich anschickte, zu sprechen, und den Mund zu öffnen.

„Sie haben vernommen," sprach er mit einer festen Stimme, „was mein Kanzler von meinen Willensmeinungen Ihnen zu wissen gethan hat. Denken Sie also daran, sie zu vollziehen, denn dieß sind meine Absichten, und ich werde niemals meine Gesinnung ändern!"

Ludwig XV. ließ diese letztern Worte mit dem Schalle und der Kraft des Donners ertönen. Daher war die ganze Versammlung buchstäblich niedergedonnert. Ein Schauder durchrieselte alle Parlamentsmitglieder, ein Schreckensschauder, der sich augenblicklich der Menge mittheilte, wie ein electrischer Funke rasch an das Ende des Drahtes läuft. Der nämliche Schauder durchzuckte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen in allen Herzen. Die Dauphine dankte unwillkürlich dem Kö-

nige durch einen aus ihren schönen Augen entsendeten Blitz. Madame Dubarry, electrisirt, konnte sich nicht enthalten, aufzustehen, und hätte in die Hände geklascht, ohne die sehr natürliche Furcht, welche sie hegte, bei dem Austritte gesteinigt zu werden, oder am andern Tage hundert Lieder zu erhalten, die einen abscheulicher als die andern. Ludwig XV. konnte sich von diesem Momente an seines Triumphes freuen. Die Parlamentsmitglieder senkten ihre Stirnen noch immer mit der nämlichen Einheit. Der König erhob sich auf seinen liliengestickten Polstern. Alsogleich standen der Capitaine des Gardes, der Commandant der königlichen Haustruppen, und alle Edelleute auf. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten draussen. Das fast schweigende Beben des Volkes bei der Ankunft, verwandelte sich in ein Brausen, das in der Ferne verklang, von den Soldaten und Bogenschützen bewältiget. Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gesenkte Stirnen. Herr von Aiguillon ging Seiner Majestät wieder voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen. An der Thüre des Saales angekommen, sah der Kanzler von weitem dieses Volk, erschrack über alle diese Blitze, welche ungeachtet der Entfernung bis zu ihm zuckten, und sagte zu den Bogenschützen: „Umdränget mich!"

Herr von Richelieu, vor dem Herzoge von Aiguillon tief sich verbeugend, sagte zu seinem Neffen: „Diese Stirnen sind sehr tief, Herzog; sie werden sich früh oder spät teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht!"

Tone über, und wählte die schöne Gräfin zum Durchschnittspunkte zwischen den Schräglinien dieser beiden Extreme. Er spendete also ein flüchtiges Lächeln von Glückswünschen und Galanterie der Madame Dubarry; allein diese ließ sich nicht täuschen, um so weniger, als der alte Marschall, nach der Anknüpfung seines Verkehres mit den Parlamentsmitgliedern und mit den Häuptern der Opposition, genöthiget war, ihn fortzusetzen, um nicht das zu scheinen, was er in der Wirklichkeit war. Welche Fernsichten in einem Tropfen Wasser bot dieser Ocean, dem Beobachter! wie viele Jahrhunderte in einer Secunde diese unbeschreibliche Ewigkeit! Alles, was wir da sagen, umfaßte die Zeit, während welcher Seine Majestät, Ludwig XV. sich anschickte, zu sprechen, und den Mund zu öffnen.

„Sie haben vernommen," sprach er mit einer festen Stimme, „was mein Kanzler von meinen Willensmeinungen Ihnen zu wissen gethan hat. Denken Sie also daran, sie zu vollziehen, denn dieß sind meine Absichten, und ich werde niemals meine Gesinnung ändern!"

Ludwig XV. ließ diese letztern Worte mit dem Schalle und der Kraft des Donners ertönen. Daher war die ganze Versammlung buchstäblich niedergedonnert. Ein Schauder durchrieselte alle Parlamentsmitglieder, ein Schreckensschauder, der sich augenblicklich der Menge mittheilte, wie ein electrischer Funke rasch an das Ende des Drahtes läuft. Der nämliche Schauder durchzuckte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen in allen Herzen. Die Dauphine dankte unwillkürlich dem Kö-

nige durch einen aus ihren schönen Augen entsendeten Blitz. Madame Dubarry, electrisirt, konnte sich nicht enthalten, aufzustehen, und hätte in die Hände geklascht, ohne die sehr natürliche Furcht, welche sie hegte, bei dem Austritte gesteinigt zu werden, oder am andern Tage hundert Lieder zu erhalten, die einen abscheulicher als die andern. Ludwig XV. konnte sich von diesem Momente an seines Triumphes freuen. Die Parlamentsmitglieder senkten ihre Stirnen noch immer mit der nämlichen Einheit. Der König erhob sich auf seinen liliengestickten Polstern. Alsogleich standen der Capitaine des Gardes, der Commandant der königlichen Haustruppen, und alle Edelleute auf. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten draussen. Das fast schweigende Beben des Volkes bei der Ankunft, verwandelte sich in ein Brausen, das in der Ferne verklang, von den Soldaten und Bogenschützen bewältiget. Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gesenkte Stirnen. Herr von Aiguillon ging Seiner Majestät wieder voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen. An der Thüre des Saales angekommen, sah der Kanzler von weitem dieses Volk, erschrack über alle diese Blitze, welche ungeachtet der Entfernung bis zu ihm zuckten, und sagte zu den Bogenschützen: „Umdränget mich!“

Herr von Richelieu, vor dem Herzoge von Aiguillon tief sich verbeugend, sagte zu seinem Neffen: „Diese Stirnen sind sehr tief, Herzog; sie werden sich früh oder spät teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht!“

Tone über, und wählte die schöne Gräfin zum Durchschnittspunkte zwischen den Schräglinien dieser beiden Extreme. Er spendete also ein flüchtiges Lächeln von Glückswünschen und Galanterie der Madame Dubarry; allein diese ließ sich nicht täuschen, um so weniger, als der alte Marschall, nach der Anknüpfung seines Verkehres mit den Parlamentsmitgliedern und mit den Häuptern der Opposition, genöthiget war, ihn fortzusetzen, um nicht das zu scheinen, was er in der Wirklichkeit war. Welche Fernsichten in einem Tropfen Wasser bot dieser Ocean, dem Beobachter! wie viele Jahrhunderte in einer Secunde diese unbeschreibliche Ewigkeit! Alles, was wir da sagen, umfaßte die Zeit, während welcher Seine Majestät, Ludwig XV. sich anschickte, zu sprechen, und den Mund zu öffnen.

„Sie haben vernommen," sprach er mit einer festen Stimme, „was mein Kanzler von meinen Willensmeinungen Ihnen zu wissen gethan hat. Denken Sie also daran, sie zu vollziehen, denn dieß sind meine Absichten, und ich werde niemals meine Gesinnung ändern!"

Ludwig XV. ließ diese letztern Worte mit dem Schalle und der Kraft des Donners ertönen. Daher war die ganze Versammlung buchstäblich niedergedonnert. Ein Schauder durchrieselte alle Parlamentsmitglieder, ein Schreckensschauder, der sich augenblicklich der Menge mittheilte, wie ein electrischer Funke rasch an das Ende des Drahtes läuft. Der nämliche Schauder durchzuckte auch die Anhänger des Königs. Das Erstaunen und die Bewunderung waren auf allen Stirnen in allen Herzen. Die Dauphine dankte unwillkürlich dem Kö-

nige durch einen aus ihren schönen Augen entsendeten Blitz. Madame Dubarry, electrisirt, konnte sich nicht enthalten, aufzustehen, und hätte in die Hände geklascht, ohne die sehr natürliche Furcht, welche sie hegte, bei dem Austritte gesteinigt zu werden, oder am andern Tage hundert Lieder zu erhalten, die einen abscheulicher als die andern. Ludwig XV. konnte sich von diesem Momente an seines Triumphes freuen. Die Parlamentsmitglieder senkten ihre Stirnen noch immer mit der nämlichen Einheit. Der König erhob sich auf seinen liliengestickten Polstern. Alsogleich standen der Capitaine des Gardes, der Commandant der königlichen Haustruppen, und alle Edelleute auf. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten draussen. Das fast schweigende Beben des Volkes bei der Ankunft, verwandelte sich in ein Brausen, das in der Ferne verklang, von den Soldaten und Bogenschützen bewältiget. Der König durchschritt stolz den Saal, ohne auf seinem Wege etwas Anderes zu sehen, als gesenkte Stirnen. Herr von Aiguillon ging Seiner Majestät wieder voran, ohne seinen Triumph zu mißbrauchen. An der Thüre des Saales angekommen, sah der Kanzler von weitem dieses Volk, erschrack über alle diese Blitze, welche ungeachtet der Entfernung bis zu ihm zuckten, und sagte zu den Bogenschützen: „Umdränget mich!“

Herr von Richelieu, vor dem Herzoge von Aiguillon tief sich verbeugend, sagte zu seinem Neffen: „Diese Stirnen sind sehr tief, Herzog; sie werden sich früh oder spät teufelmäßig hoch erheben müssen. Nehmen Sie sich in Acht!“

Madame Dubarry ging in diesem Momente durch den Gang mit ihrem Schwager, mit der Marschallin von Mirepoix und mehrern Damen. Sie hörte die Aeußerung des alten Marschalls, und sagte, da sie mehr Neigung zu einer Gegenantwort als Groll hegte: „O! es ist nichts zu befürchten, Marschall; haben Sie die Worte des Königs nicht gehört? Der König sagte, dünkt mir, daß er seine Gesinnung niemals ändern werde.“

„Schreckliche Worte, wahrhaftig, Madame,“ antwortete der alte Herzog mit einem Lächeln; „aber die armen Parlamentsmitglieder haben, zum Glücke für uns, nicht gesehen, daß der König bei der Aeußerung: „„er werde seine Gesinnung niemals ändern,““ Sie anschaute.“

Und er endigte dieses Madrigal *) mit einer von jenen unnachahmlichen Verbeugungen, die man heut zu Tage selbst auf dem Theater nicht mehr zu machen versteht. Madame Dubarry war ein Frauenzimmer, und durchaus keine Politikerin. Sie sah da nur das Compliment, wo Herr von Aiguillon vollkommen das Epigramm und die Drohung fühlte. Daher antwortete sie mit einem Lächeln, während ihr Bundesgenoß sich auf die Lippen biß, und darüber erbleichte, den Groll des Marschalls fortdauern zu sehen.

Die Wirkung des Lit de Justice war unmittelbar der königlichen Sache günstig. Aber oft betäubt ein großer Schlag nur, und man bemerkt, daß nach den Betäubungen das Blut mit größerer Kraft und Reinheit

*) So heißt eigentlich eine Art kurzer, aus freien und ungezwungenen Versen bestehender Gedichte, denen ein zärtlicher, artiger Einfall zum Grunde liegt. D. Ü.

kreiset. Dieß war wenigstens die Ansicht, welche, als sie den König mit seinem prächtigen Ehrengeleite fortziehen sah, eine kleine Gruppe von einfach gekleideten Leuten machte, die beobachtend an der Ecke des Quai aux Fleures und der Straße de la Barillerie standen. Drei Personen waren es... Der Zufall hatte sie an dieser Ecke zusammengeführt, und von da aus schienen sie mit Theilnahme den Eindrücken der Menge gefolgt zu seyn, und hatten sich, ohne sich zu kennen, so wie sie einmal durch einige gewechselte Worte in Verkehr getreten waren, Rechenschaft von der Sitzung erstattet, selbst noch vor dem Schluße derselben.

„Man sieht, daß die Leidenschaften sehr gereift sind," sagte der Eine von ihnen, ein Greis mit blitzenden Augen, mit sanftem und ehrlichen Gesichte... „Ein Lit de Justice ist ein wichtiges Unternehmen."

„Ja," antwortete bitter lächelnd ein junger Mann, „ja, wenn das Unternehmen die Worte genau in Erfüllung brächte."

„Mein Herr," versetzte der Greis, sich umkehrend, „es dünkt mir, daß ich Sie kenne... Ich habe Sie schon gesehen, glaub' ich?"

„In der Nacht des 31. Mai. Sie irren sich nicht, Herr Rousseau."

„Ah! Sie sind jener junge Wundarzt, mein Landsmann, Herr Marat."

„Ja, mein Herr, Ihnen zu dienen."

Die beiden Männer wechselten eine Verbeugung.

Der Dritte hatte noch nicht das Wort genommen.

Madame Dubarry ging in diesem Momente durch den Gang mit ihrem Schwager, mit der Marschallin von Mirepoix und mehrern Damen. Sie hörte die Aeußerung des alten Marschalls, und sagte, da sie mehr Neigung zu einer Gegenantwort als Groll hegte: „O! es ist nichts zu befürchten, Marschall; haben Sie die Worte des Königs nicht gehört? Der König sagte, dünkt mir, daß er seine Gesinnung niemals ändern werde."

„Schreckliche Worte, wahrhaftig, Madame," antwortete der alte Herzog mit einem Lächeln; „aber die armen Parlamentsmitglieder haben, zum Glücke für uns, nicht gesehen, daß der König bei der Aeußerung: „„er werde seine Gesinnung niemals ändern,"" Sie anschaute."

Und er endigte dieses Madrigal *) mit einer von jenen unnachahmlichen Verbeugungen, die man heut zu Tage selbst auf dem Theater nicht mehr zu machen versteht. Madame Dubarry war ein Frauenzimmer, und durchaus keine Politikerin. Sie sah da nur das Compliment, wo Herr von Aiguillon vollkommen das Epigramm und die Drohung fühlte. Daher antwortete sie mit einem Lächeln, während ihr Bundesgenoß sich auf die Lippen biß, und darüber erbleichte, den Groll des Marschalls fortdauern zu sehen.

Die Wirkung des Lit de Justice war unmittelbar der königlichen Sache günstig. Aber oft betäubt ein großer Schlag nur, und man bemerkt, daß nach den Betäubungen das Blut mit größerer Kraft und Reinheit

*) So heißt eigentlich eine Art kurzer, aus freien und ungezwungenen Versen bestehender Gedichte, denen ein zärtlicher, artiger Einfall zum Grunde liegt. D. Ü.

kreiset. Dieß war wenigstens die Ansicht, welche, als sie den König mit seinem prächtigen Ehrengeleite fortziehen sah, eine kleine Gruppe von einfach gekleideten Leuten machte, die beobachtend an der Ecke des Quai aux Fleures und der Straße de la Barillerie standen. Drei Personen waren es... Der Zufall hatte sie an dieser Ecke zusammengeführt, und von da aus schienen sie mit Theilnahme den Eindrücken der Menge gefolgt zu seyn, und hatten sich, ohne sich zu kennen, so wie sie einmal durch einige gewechselte Worte in Verkehr getreten waren, Rechenschaft von der Sitzung erstattet, selbst noch vor dem Schluße derselben.

„Man sieht, daß die Leidenschaften sehr gereift sind," sagte der Eine von ihnen, ein Greis mit blitzenden Augen, mit sanftem und ehrlichen Gesichte... „Ein Lit de Justice ist ein wichtiges Unternehmen."

„Ja," antwortete bitter lächelnd ein junger Mann, „ja, wenn das Unternehmen die Worte genau in Erfüllung brächte."

„Mein Herr," versetzte der Greis, sich umkehrend, „es dünkt mir, daß ich Sie kenne... Ich habe Sie schon gesehen, glaub' ich?"

„In der Nacht des 31. Mai. Sie irren sich nicht, Herr Rousseau."

„Ah! Sie sind jener junge Wundarzt, mein Landsmann, Herr Marat."

„Ja, mein Herr, Ihnen zu dienen."

Die beiden Männer wechselten eine Verbeugung.

Der Dritte hatte noch nicht das Wort genommen.

Es war ebenfalls ein junger Mann von edlem Gesichte, der während der ganzen Feierlichkeit nur die Haltung der Menge beobachtet hatte. Der junge Wundarzt entfernte sich zuerst, indem er sich mitten unter das Volk wagte, das, minder dankbar, als Rousseau, ihn bereits vergessen hatte, dem er sich jedoch eines Tages in das Gedächtniß zurückzurufen gedachte. Der andere junge Mann wartete, bis er fortgegangen war, wendete sich dann zu Rousseau, und fragte ihn: „Gehen Sie nicht, mein Herr?"

„O! ich bin zu alt, um mich in dieses Gedränge zu wagen."

„In diesem Falle," erwiederte der Unbekannte mit leiserer Stimme, „heute Abend, in der Straße Plâtrière, Herr Rousseau...; kommen Sie gewiß hin!"

Der Philosoph schauderte, wie wenn ein Fantom vor ihm sich aufgerichtet hätte. Seine gewöhnlich bleiche Gesichtsfarbe wurde erdfahl. Er wollte diesem Manne antworten, allein er war bereits verschwunden.

## Einhundertunderstes Kapitel.

### Vom Einfluße der Worte des Unbekannten auf J. J. Rousseau.

Nachdem Rousseau diese sonderbaren, von einem Manne ausgesprochenen Worte gehört hatte, den er nicht kannte, drängte er sich zitternd und unglücklich durch die Gruppen, und brach sich Bahn, uneingedenk, daß er alt war,

und die Menge fürchtete; bald hatte er die Brücke Notre-Dame erreicht; dann durchschritt er, indem er fortfuhr, zu sinnen und sich selbst zu befragen, das Quartier Grève, durch welches er auf kürzerem Wege zu dem seinigen kam.

„So ist denn das Geheimniß,“ sagte er bei sich, „das jeder Eingeweihte mit Gefahr seines Lebens bewahrt, im Besitze des nächsten Besten. Da sieht man es also, was die geheimen Gesellschaften dabei gewinnen, wenn man sie durch ein populäres Siebtuch durchschlägt... Ein Mensch kennt mich, welcher weiß, daß ich sein Verbündeter, und dort vielleicht sein Mitschuldiger seyn werde . . . Ein solcher Zustand der Dinge ist abgeschmackt und unerträglich.“

Und diese Worte sprechend, ging Rousseau sehr schnell, er, der gewöhnlich so voll Vorsicht war, vorzüglich seit seinem Unfalle in der Straße Menil-Montant.

„So hätte ich,“ fuhr der Philosoph fort, „das Wesentliche von jenen Plänen menschlicher Wiedergeburt erfahren mögen, welche gewisse Geister beantragen, die sich mit dem Titel Illuminaten schmücken; ich hätte die Thorheit begangen, zu glauben, daß gute Ideen aus Deutschland kommen könnten, aus diesem Lande des Bieres und der Nebel; ich würde meinen Namen mit jenem einiger Thoren oder einiger Intriganten compromittirt haben, denen er zum Mantel dienen wird, ihre Dummheit zu bedecken. O! nein, dieß wird nicht geschehen; nein, ein Blitz hat mir den Abgrund gewiesen: ich werde mich nicht muthwillig in denselben stürzen.“

Und Rousseau schöpfte wieder Athem, auf seinen

Es war ebenfalls ein junger Mann von edlem Gesichte, der während der ganzen Feierlichkeit nur die Haltung der Menge beobachtet hatte. Der junge Wundarzt entfernte sich zuerst, indem er sich mitten unter das Volk wagte, das, minder dankbar, als Rousseau, ihn bereits vergessen hatte, dem er sich jedoch eines Tages in das Gedächtniß zurückzurufen gedachte. Der andere junge Mann wartete, bis er fortgegangen war, wendete sich dann zu Rousseau, und fragte ihn: „Gehen Sie nicht, mein Herr?"

„O! ich bin zu alt, um mich in dieses Gedränge zu wagen."

„In diesem Falle," erwiederte der Unbekannte mit leiserer Stimme, „heute Abend, in der Straße Plâtrière, Herr Rousseau...; kommen Sie gewiß hin!"

Der Philosoph schauderte, wie wenn ein Fantom vor ihm sich aufgerichtet hätte. Seine gewöhnlich bleiche Gesichtsfarbe wurde erdfahl. Er wollte diesem Manne antworten, allein er war bereits verschwunden.

---

## Einhundertunderstes Kapitel.

### Vom Einfluße der Worte des Unbekannten auf J. J. Rousseau.

Nachdem Rousseau diese sonderbaren, von einem Manne ausgesprochenen Worte gehört hatte, den er nicht kannte, drängte er sich zitternd und unglücklich durch die Gruppen, und brach sich Bahn, uneingedenk, daß er alt war,

und die Menge fürchtete; bald hatte er die Brücke Notre-Dame erreicht; dann durchschritt er, indem er fortfuhr, zu sinnen und sich selbst zu befragen, das Quartier Grève, durch welches er auf kürzerem Wege zu dem seinigen kam.

„So ist denn das Geheimniß," sagte er bei sich, „das jeder Eingeweihte mit Gefahr seines Lebens bewahrt, im Besitze des nächsten Besten. Da sieht man es also, was die geheimen Gesellschaften dabei gewinnen, wenn man sie durch ein populäres Siebtuch durchschlägt... Ein Mensch kennt mich, welcher weiß, daß ich sein Verbündeter, und dort vielleicht sein Mitschuldiger seyn werde . . . Ein solcher Zustand der Dinge ist abgeschmackt und unerträglich."

Und diese Worte sprechend, ging Rousseau sehr schnell, er, der gewöhnlich so voll Vorsicht war, vorzüglich seit seinem Unfalle in der Straße Menil-Montant.

„So hätte ich," fuhr der Philosoph fort, „das Wesentliche von jenen Plänen menschlicher Wiedergeburt erfahren mögen, welche gewisse Geister beantragen, die sich mit dem Titel Illuminaten schmücken; ich hätte die Thorheit begangen, zu glauben, daß gute Ideen aus Deutschland kommen könnten, aus diesem Lande des Bieres und der Nebel; ich würde meinen Namen mit jenem einiger Thoren oder einiger Intriganten compromittirt haben, denen er zum Mantel dienen wird, ihre Dummheit zu bedecken. O! nein, dieß wird nicht geschehen; nein, ein Blitz hat mir den Abgrund gewiesen: ich werde mich nicht muthwillig in denselben stürzen."

Und Rousseau schöpfte wieder Athem, auf seinen

Es war ebenfalls ein junger Mann von edlem Gesichte, der während der ganzen Feierlichkeit nur die Haltung der Menge beobachtet hatte. Der junge Wundarzt entfernte sich zuerst, indem er sich mitten unter das Volk wagte, das, minder dankbar, als Rousseau, ihn bereits vergessen hatte, dem er sich jedoch eines Tages in das Gedächtniß zurückzurufen gedachte. Der andere junge Mann wartete, bis er fortgegangen war, wendete sich dann zu Rousseau, und fragte ihn: „Gehen Sie nicht, mein Herr?“

„O! ich bin zu alt, um mich in dieses Gedränge zu wagen.“

„In diesem Falle,“ erwiederte der Unbekannte mit leiserer Stimme, „heute Abend, in der Straße Plâtrière, Herr Rousseau . . .; kommen Sie gewiß hin!“

Der Philosoph schauderte, wie wenn ein Fantom vor ihm sich aufgerichtet hätte. Seine gewöhnlich bleiche Gesichtsfarbe wurde erdfahl. Er wollte diesem Manne antworten, allein er war bereits verschwunden.

---

## Einhundertunderstes Kapitel.

### Vom Einfluße der Worte des Unbekannten auf J. J. Rousseau.

Nachdem Rousseau diese sonderbaren, von einem Manne ausgesprochenen Worte gehört hatte, den er nicht kannte, drängte er sich zitternd und unglücklich durch die Gruppen, und brach sich Bahn, uneingedenk, daß er alt war,

und die Menge fürchtete; bald hatte er die Brücke Notre=Dame erreicht; dann durchschritt er, indem er fortfuhr, zu sinnen und sich selbst zu befragen, das Quartier Grève, durch welches er auf kürzerem Wege zu dem seinigen kam.

„So ist denn das Geheimniß," sagte er bei sich, „das jeder Eingeweihte mit Gefahr seines Lebens bewahrt, im Besitze des nächsten Besten. Da sieht man es also, was die geheimen Gesellschaften dabei gewinnen, wenn man sie durch ein populäres Siebtuch durchschlägt... Ein Mensch kennt mich, welcher weiß, daß ich sein Verbündeter, und dort vielleicht sein Mitschuldiger seyn werde ... Ein solcher Zustand der Dinge ist abgeschmackt und unerträglich."

Und diese Worte sprechend, ging Rousseau sehr schnell, er, der gewöhnlich so voll Vorsicht war, vorzüglich seit seinem Unfalle in der Straße Menil=Montant.

„So hätte ich," fuhr der Philosoph fort, „das Wesentliche von jenen Plänen menschlicher Wiedergeburt erfahren mögen, welche gewisse Geister beantragen, die sich mit dem Titel Illuminaten schmücken; ich hätte die Thorheit begangen, zu glauben, daß gute Ideen aus Deutschland kommen könnten, aus diesem Lande des Bieres und der Nebel; ich würde meinen Namen mit jenem einiger Thoren oder einiger Intriganten compromittirt haben, denen er zum Mantel dienen wird, ihre Dummheit zu bedecken. O! nein, dieß wird nicht geschehen; nein, ein Blitz hat mir den Abgrund gewiesen: ich werde mich nicht muthwillig in denselben stürzen."

Und Rousseau schöpfte wieder Athem, auf seinen

Stock gestützt, einen Augenblick regungslos mitten auf der Straße stehend.

„Dennoch," fuhr der Philosoph fort, „war es ein schönes Hirngespinst: die Freiheit in der Sclaverei, die Zukunft ohne Erschütterungen und ohne Geräusch erobert, das Netz geheimnißvoll gesponnen während des Schlafes der Tyrannen der Erde . . .; dieß war allzu schön, und ich ein Thor, daran zu glauben.

„Ich will keine Besorgnisse, keinen Verdacht, keinen Argwohn, die eines freien Geistes und eines unabhängigen Körpers unwürdig sind."

Er war bei diesen Worten, und hatte so eben seinen eiligen Gang wieder begonnen, als der Anblick einiger Agenten des Herrn von Sartines, welche mit ihren rollenden Augen herumstrichen, den freien Geist erschreckte, und dem unabhängigen Körper einen solchen Schwung verlieh, daß er sich in der tiefesten Tiefe des Schattens der Pfeiler verlor, unter denen er seines Weges eilte. Von den Pfeilern ist es nicht weit zur Straße Plâtrière; Rousseau legte den Raum schnell zurück, stieg seine Stockwerke hinauf, athmend wie ein gehetzter Hirsch, und fiel in einen Stuhl in seinem Zimmer, ohne auf alle Fragen Theresens ein Wort erwiedern zu können. Endlich gab er sich Rechenschaft von seiner Gemüthsbewegung: der eilige Gang war's, die Hitze, die Nachricht vom Zorne des Königs bei dem Lit de Justice, ein erschütternder Eindruck des Volksschreckens, ein Gegenschlag dessen, was so eben geschehen war. Therese erwiederte brummend, daß dieß kein Grund sey, das Mittagsessen kalt werden zu lassen, und übrigens ein

Mann kein Hasenfuß seyn sollte, der bei dem mindesten Lärme in Furcht gerathe. Rousseau konnte auf dieses letztere Argument nichts erwiedern, das er so oft mit andern Worten gepredigt hatte. Therese fügte bei, daß die Philosophen, diese überspannten Leute, wohl Alle einander gleich seyen, ... daß sie in ihren Schriften unaufhörlich gewaltig groß thun; daß sie verkünden, nichts zu fürchten; daß ihnen an Gott und Menschen wenig liege . . .; aber daß sie bei dem leisesten Bellen des kleinsten Hundes um Hilfe rufen, und bei dem mindesten Fieberanfalle schreien: „Ich bin todt!" Dieß war einer von den Lieblingssätzen Theresens, jener, bei dem ihre Beredsamkeit am meisten glänzen konnte, jener, bei dem der von Natur schüchterne Rousseau die schlechtesten Antworten fand. Daher wiegte Rousseau bei den Tönen dieser grellen Musik seinen eigenen Gedanken, der gewiß wohl eben so viel werth war, als jener Theresens, ungeachtet all des Tadels, womit diese Frau ihn überhäufte. Das Glück besteht aus Wohlgerüchen und Gesumse," sagte er; „nun aber sind das Geräusch und der Geruch Sachen der Uebereinkunft . . . Wer wird behaupten wollen, daß die Zwiebel weniger gut riecht, als die Rose, und daß der Pfau minder gut singt, als die Nachtigall?" Bei diesem Axiome, das geradezu für eine Sonderlingsansicht gelten konnte, setzte man sich zu Tische, und dinirte. Rousseau setzte sich nach seinem Mittagsessen nicht an's Clavier, wie gewöhnlich. Er ging zwanzigmal in seinem Zimmer auf und ab, und schaute öfter als hundertmal zum Fenster hinaus, um die Physiognomie der Straße Plâtrière zu studiren.

Therese bekam jetzt einen von jenen Anfällen von Eifersucht, wie sie durch einen Querstrich bei trotzköpfigen Leuten entstehen, das heißt: bei den Leuten, welche eigentlich die am wenigsten eifersüchtigen auf Erden sind. Denn wenn es eine widrige Affectation giebt, so ist es jene eines Fehlers; bei guten Eigenschaften geht es noch an. Therese, welche die Mannheit, die Leibesbeschaffenheit, den Geist und die Gewohnheiten von Rousseau tief verachtete, fand ihn alt und leidend, und fürchtete nicht, daß man ihren Gatten ihr raube; sie vermuthete nicht, daß die Frauenzimmer ihn mit andern Augen sehen dürften, als sie selbst; da jedoch die Qual durch die Eifersucht eine der leckersten Martern für eine Frau ist, so bewirthete sich Therese bisweilen damit. Als sie daher Rousseau so oft dem Fenster sich nähern, nachsinnen, und nicht auf seinem Platze bleiben sah, sagte sie: „Gut! Ich begreife Ihre ganze Aufgeregtheit . . .; Sie haben eben erst Jemand verlassen.“

Rousseau schaute sie mit einer bestürzten Miene an, was sie für ein weiteres Anzeichen hielt.

„Jemand, den Sie wieder zu sehen suchen,“ fuhr sie fort.

„Wie beliebt?“ sagte Rousseau.

„Sie geben sich mit Rendez-vous ab, wie mir scheint?“

„O!“ erwiederte Rousseau, welcher begriff, daß man von Eifersucht spreche, von Rendez-vous, „Sie sind verrückt, Therese!“

„Ich weiß wohl, daß dieß eine Thorheit wäre,“ sagte sie, „aber Sie sind aller Thorheiten fähig; gehen

Sie, gehen Sie, machen Sie mit Ihrem Papiermaché-teint, mit Ihrem Herzklopfen, mit Ihrem kurzen, trockenen Husten, brav Eroberungen; es ist ein gutes Mittel, Sie vorwärts zu bringen."

„Aber Sie wissen wohl, Therese, daß nichts daran ist," versetzte Rousseau unwillig; „lassen Sie mich also ruhig sinnen."

„Sie sind liederlich," äußerte Therese mit dem größten Ernste von der Welt.

Rousseau erröthete, wie wenn man ihm so eben eine Wahrheit gesagt, oder ein Compliment gemacht hätte. Nun hielt Therese sich berechtigt, ein schreckliches Antlitz zu zeigen, Alles untereinander zu werfen, die Thüren zuzuschlagen, und mit der Ruhe Rousseau's zu spielen, wie die Kinder mit jenen Metallringen, die sie in Schachteln schließen, und mit lautem Getöse schütteln. Rousseau flüchtete sich in sein Cabinet. Dieser Tumult hatte seine Ideen ein wenig geschwächt. Er dachte, daß ohne Zweifel eine Gefahr darin liegen würde, jener geheimnißvollen Ceremonie nicht beizuwohnen, von welcher der Fremde an der Ecke des Quai mit ihm gesprochen hatte; „es giebt Strafen für die Ausplauderer, es muß auch welche gegen die Lauen oder gegen die Nachlässigen geben," dachte er. „Nun aber hab' ich immer bemerkt, daß die großen Gefahren nichts sind, eben so wenig als die großen Drohungen; die Fälle von Anwendung von Strafen, oder von Vollzug in solchem Falle, sind äußerst selten; aber vor kleinen Rachehandlungen, vor tückischen Streichen, vor Mystifikationen, und dergleichen Anhängseln, muß man sich dort hüten. „Eines Tages dürften

Therese bekam jetzt einen von jenen Anfällen von Eifersucht, wie sie durch einen Querstrich bei trotzköpfigen Leuten entstehen, das heißt: bei den Leuten, welche eigentlich die am wenigsten eifersüchtigen auf Erden sind. Denn wenn es eine widrige Affectation giebt, so ist es jene eines Fehlers; bei guten Eigenschaften geht es noch an. Therese, welche die Mannheit, die Leibesbeschaffenheit, den Geist und die Gewohnheiten von Rousseau tief verachtete, fand ihn alt und leidend, und fürchtete nicht, daß man ihren Gatten ihr raube; sie vermuthete nicht, daß die Frauenzimmer ihn mit andern Augen sehen dürften, als sie selbst; da jedoch die Qual durch die Eifersucht eine der leckersten Martern für eine Frau ist, so bewirthete sich Therese bisweilen damit. Als sie daher Rousseau so oft dem Fenster sich nähern, nachsinnen, und nicht auf seinem Platze bleiben sah, sagte sie: „Gut! Ich begreife Ihre ganze Aufgeregtheit . . .; Sie haben eben erst Jemand verlassen.“

Rousseau schaute sie mit einer bestürzten Miene an, was sie für ein weiteres Anzeichen hielt.

„Jemand, den Sie wieder zu sehen suchen,“ fuhr sie fort.

„Wie beliebt?“ sagte Rousseau.

„Sie geben sich mit Rendez-vous ab, wie mir scheint?“

„O!“ erwiederte Rousseau, welcher begriff, daß man von Eifersucht spreche, von Rendez-vous, „Sie sind verrückt, Therese!“

„Ich weiß wohl, daß dieß eine Thorheit wäre,“ sagte sie, „aber Sie sind aller Thorheiten fähig; gehen

Sie, gehen Sie, machen Sie mit Ihrem Papiermaché-teint, mit Ihrem Herzklopfen, mit Ihrem kurzen, trockenen Husten, brav Eroberungen; es ist ein gutes Mittel, Sie vorwärts zu bringen."

„Aber Sie wissen wohl, Therese, daß nichts daran ist," versetzte Rousseau unwillig; „lassen Sie mich also ruhig sinnen."

„Sie sind liederlich," äußerte Therese mit dem größten Ernste von der Welt.

Rousseau erröthete, wie wenn man ihm so eben eine Wahrheit gesagt, oder ein Compliment gemacht hätte. Nun hielt Therese sich berechtigt, ein schreckliches Antlitz zu zeigen, Alles untereinander zu werfen, die Thüren zuzuschlagen, und mit der Ruhe Rousseau's zu spielen, wie die Kinder mit jenen Metallringen, die sie in Schachteln schließen, und mit lautem Getöse schütteln. Rousseau flüchtete sich in sein Cabinet. Dieser Tumult hatte seine Ideen ein wenig geschwächt. Er dachte, daß ohne Zweifel eine Gefahr darin liegen würde, jener geheimnißvollen Ceremonie nicht beizuwohnen, von welcher der Fremde an der Ecke des Quai mit ihm gesprochen hatte; „es giebt Strafen für die Ausplauderer, es muß auch welche gegen die Lauen oder gegen die Nachläßigen geben," dachte er. „Nun aber hab' ich immer bemerkt, daß die großen Gefahren nichts sind, eben so wenig als die großen Drohungen; die Fälle von Anwendung von Strafen, oder von Vollzug in solchem Falle, sind äußerst selten; aber vor kleinen Rachehandlungen, vor tückischen Streichen, vor Mystifikationen, und dergleichen Anhängseln, muß man sich dort hüten. „Eines Tages dürften

Therese bekam jetzt einen von jenen Anfällen von Eifersucht, wie sie durch einen Querstrich bei trotzköpfigen Leuten entstehen, das heißt: bei den Leuten, welche eigentlich die am wenigsten eifersüchtigen auf Erden sind. Denn wenn es eine widrige Affectation giebt, so ist es jene eines Fehlers; bei guten Eigenschaften geht es noch an. Therese, welche die Mannheit, die Leibesbeschaffenheit, den Geist und die Gewohnheiten von Rousseau tief verachtete, fand ihn alt und leidend, und fürchtete nicht, daß man ihren Gatten ihr raube; sie vermuthete nicht, daß die Frauenzimmer ihn mit andern Augen sehen dürften, als sie selbst; da jedoch die Qual durch die Eifersucht eine der leckersten Martern für eine Frau ist, so bewirthete sich Therese bisweilen damit. Als sie daher Rousseau so oft dem Fenster sich nähern, nachsinnen, und nicht auf seinem Platze bleiben sah, sagte sie: „Gut! Ich begreife Ihre ganze Aufgeregtheit . . .; Sie haben eben erst Jemand verlassen."

Rousseau schaute sie mit einer bestürzten Miene an, was sie für ein weiteres Anzeichen hielt.

„Jemand, den Sie wieder zu sehen suchen," fuhr sie fort.

„Wie beliebt?" sagte Rousseau.

„Sie geben sich mit Rendez-vous ab, wie mir scheint?"

„O!" erwiederte Rousseau, welcher begriff, daß man von Eifersucht spreche, von Rendez-vous, „Sie sind verrückt, Therese!"

„Ich weiß wohl, daß dieß eine Thorheit wäre," sagte sie, „aber Sie sind aller Thorheiten fähig; geben

Sie, gehen Sie, machen Sie mit Ihrem Papiermaché-teint, mit Ihrem Herzklopfen, mit Ihrem kurzen, trockenen Husten, brav Eroberungen; es ist ein gutes Mittel, Sie vorwärts zu bringen."

„Aber Sie wissen wohl, Therese, daß nichts daran ist," versetzte Rousseau unwillig; „lassen Sie mich also ruhig sinnen."

„Sie sind liederlich," äußerte Therese mit dem größten Ernste von der Welt.

Rousseau erröthete, wie wenn man ihm so eben eine Wahrheit gesagt, oder ein Compliment gemacht hätte. Nun hielt Therese sich berechtigt, ein schreckliches Antlitz zu zeigen, Alles untereinander zu werfen, die Thüren zuzuschlagen, und mit der Ruhe Rousseau's zu spielen, wie die Kinder mit jenen Metallringen, die sie in Schachteln schließen, und mit lautem Getöse schütteln. Rousseau flüchtete sich in sein Cabinet. Dieser Tumult hatte seine Ideen ein wenig geschwächt. Er dachte, daß ohne Zweifel eine Gefahr darin liegen würde, jener geheimnißvollen Ceremonie nicht beizuwohnen, von welcher der Fremde an der Ecke des Quai mit ihm gesprochen hatte; „es giebt Strafen für die Ausplauderer, es muß auch welche gegen die Lauen oder gegen die Nachlässigen geben," dachte er. „Nun aber hab' ich immer bemerkt, daß die großen Gefahren nichts sind, eben so wenig als die großen Drohungen; die Fälle von Anwendung von Strafen, oder von Vollzug in solchem Falle, sind äußerst selten; aber vor kleinen Rachehandlungen, vor tückischen Streichen, vor Mystifikationen, und dergleichen Anhängseln, muß man sich dort hüten. „Eines Tages dürften

die Brüder Maurer für meine Geringschätzung sich bezahlt machen, indem sie einen Strick auf der Treppe ausspannen: ich könnte ein Bein dabei brechen, und die acht oder zehn Zähne einschlagen, die ich noch habe...; oder sie werden einen Baustein haben, schon ganz in Bereitschaft gesetzt, um ihn mir auf den Kopf fallen zu lassen, wenn ich an einem Gerüste vorübergehe; noch besser: es wird unter den Maurern ein Pamphletschreiber existiren, der ganz in meiner Nähe lebt, vielleicht auf meinem Treppenabsatze, und durch seine Fenster in mein Zimmer schaut. Das ist nicht unmöglich, weil die Versammlungen gerade in der Straße Plâtrière gehalten werden... Wohlan, dieser Schurke wird Plattheiten über mich schreiben, die mich in ganz Paris lächerlich machen werden... Hab' ich nicht überall Feinde?" Einen Augenblick nachher änderte Rousseau seinen Gedanken. „Nun denn," sagte er bei sich, „wo ist der Muth, wo ist die Ehre? Ich werde mich vor mir selbst fürchten. Ich werde in meinem Spiegel nur das Gesicht eines Hasenfußes und eines Wichtes schauen. Nein, so wird es nicht seyn.... Sollte auch das Weltall zu meinem Unglücke sich verbünden, sollte auch das Gewölbe dieser Straße über mir einstürzen: ich werde gehen... Saubere Schlüsse übrigens, welche die Furcht hervorbringt. Seit meiner Heimkehr bemerke ich, daß ich wegen des Zusammentreffens mit jenem Manne, fortwährend in einem Kreise von Albernheiten mich drehe. Ich zweifle an Allen, und an mir selbst! Dieß ist nicht logisch... Ich kenne mich, ich bin kein Enthusiast: wenn ich in der projektirten Association Wunder

sah, so geschah es, weil es Wunder giebt. Wer sagt mir, daß ich nicht der Wiederhersteller des menschlichen Geschlechtes seyn werde, ich, den man aufsuchte, ich, den die geheimnißvollen Agenten einer Macht ohne Grenzen hinsichtlich der Bedeutung meiner Schriften befragten: ich werde zurückweichen, da es sich darum handelt, mein Werk fortzusetzen, der Theorie die Anwendung folgen zu lassen!" Rousseau beseelte sich. „Was giebt es Schöneres! Die Zeitalter schreiten voran ... die Völker treten aus der Verdummung hervor, der Schritt folgt dem Schritte in der Finsterniß, die Hand folgt der Hand im Dunkel: die unermeßliche Pyramide steigt empor, welche künftige Jahrhunderte mit der Büste Rousseau's, des Bürgers von Genf, krönen werden, der, um sein Wort zur That zu machen, seine Freiheit, sein Leben gewagt hat, das heißt: seinem Wahlspruche treu geblieben ist: Vitam impendere vero." *) Nun setzte sich Rousseau entzückt an sein Clavier, und schürte die Gluth seiner Einbildungskraft mit den erhabensten, mächtigsten und kriegerischesten Tonweisen, die er den Tasten seines klangvollen Instrumentes entreißen konnte. Die Nacht kam. Therese, durch das vergebliche Quälen ihres Gefangenen ermüdet, entschlief auf ihrem Stuhle; Rousseau, dessen Herz heftig pochte, nahm sein neues Kleid, wie um auf Liebesabenteuer auszugehen; er studirte einen Augenblick im Spiegel das Spiel seiner schwarzen Augen, die er lebhaft und sprechend fand, was ihn entzückte. Er stützte sich auf sein spanisches Rohr, und

*) „Das Leben der Wahrheit zu weihen. D. Ü.

die Brüder Maurer für meine Geringschätzung sich bezahlt machen, indem sie einen Strick auf der Treppe ausspannen: ich könnte ein Bein dabei brechen, und die acht oder zehn Zähne einschlagen, die ich noch habe...; oder sie werden einen Baustein haben, schon ganz in Bereitschaft gesetzt, um ihn mir auf den Kopf fallen zu lassen, wenn ich an einem Gerüste vorübergehe; noch besser: es wird unter den Maurern ein Pamphletschreiber existiren, der ganz in meiner Nähe lebt, vielleicht auf meinem Treppenabsatze, und durch seine Fenster in mein Zimmer schaut. Das ist nicht unmöglich, weil die Versammlungen gerade in der Straße Plâtrière gehalten werden... Wohlan, dieser Schurke wird Plattheiten über mich schreiben, die mich in ganz Paris lächerlich machen werden... Hab' ich nicht überall Feinde?" Einen Augenblick nachher änderte Rousseau seinen Gedanken. „Nun denn," sagte er bei sich, „wo ist der Muth, wo ist die Ehre? Ich werde mich vor mir selbst fürchten. Ich werde in meinem Spiegel nur das Gesicht eines Hasenfußes und eines Wichtes schauen. Nein, so wird es nicht seyn.... Sollte auch das Weltall zu meinem Unglücke sich verbünden, sollte auch das Gewölbe dieser Straße über mir einstürzen: ich werde gehen... Saubere Schlüsse übrigens, welche die Furcht hervorbringt. Seit meiner Heimkehr bemerke ich, daß ich wegen des Zusammentreffens mit jenem Manne, fortwährend in einem Kreise von Albernheiten mich drehe. Ich zweifle an Allen, und an mir selbst! Dieß ist nicht logisch... Ich kenne mich, ich bin kein Enthusiast: wenn ich in der projektirten Association Wunder

sah, so geschah es, weil es Wunder giebt. Wer sagt mir, daß ich nicht der Wiederhersteller des menschlichen Geschlechtes seyn werde, ich, den man aufsuchte, ich, den die geheimnißvollen Agenten einer Macht ohne Grenzen hinsichtlich der Bedeutung meiner Schriften befragten: ich werde zurückweichen, da es sich darum handelt, mein Werk fortzusetzen, der Theorie die Anwendung folgen zu lassen!“ Rousseau beseelte sich. „Was giebt es Schöneres! Die Zeitalter schreiten voran ... die Völker treten aus der Verdummung hervor, der Schritt folgt dem Schritte in der Finsterniß, die Hand folgt der Hand im Dunkel: die unermeßliche Pyramide steigt empor, welche künftige Jahrhunderte mit der Büste Rousseau's, des Bürgers von Genf, krönen werden, der, um sein Wort zur That zu machen, seine Freiheit, sein Leben gewagt hat, das heißt: seinem Wahlspruche treu geblieben ist: Vitam impendere vero.“ *) Nun setzte sich Rousseau entzückt an sein Clavier, und schürte die Gluth seiner Einbildungskraft mit den erhabensten, mächtigsten und kriegerischesten Tonweisen, die er den Tasten seines klangvollen Instrumentes entreißen konnte. Die Nacht kam. Therese, durch das vergebliche Quälen ihres Gefangenen ermüdet, entschlief auf ihrem Stuhle; Rousseau, dessen Herz heftig pochte, nahm sein neues Kleid, wie um auf Liebesabenteuer auszugehen; er studirte einen Augenblick im Spiegel das Spiel seiner schwarzen Augen, die er lebhaft und sprechend fand, was ihn entzückte. Er stützte sich auf sein spanisches Rohr, und

*) „Das Leben der Wahrheit zu weihen. D. Ü.

schlich sich, ohne Therese geweckt zu haben, aus dem Zimmer. Doch am Fuße der Treppe angekommen, begann Rousseau, nachdem er die geheime Feder der Hausthüre hatte spielen lassen, hinaus zu schauen, um sich von dem Zustande der Oertlichkeiten zu überzeugen. Kein Wagen fuhr vorüber; die Straße war, wie gewöhnlich, voll von Herumschlenderern, von denen die Einen die Andern anschauten, wie es noch immer Sitte ist, während viele vor den Fenstern der Buden stehen blieben, um die hübschen Ladenmädchen zu begucken. Ein Mann mehr blieb also in diesem Wirbel völlig unbemerkt. Rousseau stürzte sich hinein; er brauchte keinen weiten Weg zu machen. Ein Sänger mit einer kreischenden Violine stand an der Thüre, die man Rousseau bezeichnet hatte. Diese Musik, für welche die Ohren eines jeden ächten Parisers empfänglich sind, füllte die Straße mit Nachsingern an, die von dannen gingen, die letzten Takte des von der Violine oder von dem Sänger selbst gesungenen Refrain wiederholend. Nichts war also dem kreisenden Verkehre ungünstiger, als die an dieser Stelle durch die Masse der Zuhörer entstandene Stockung. Nothwendigerweise mußte sich jeder Durchgehende zur Rechten oder Linken der Gruppe wenden; jene, die sich links wendeten, blieben auf der Straße, jene, die sich rechts wendeten, schritten das bezeichnete Haus entlang, und vice versa. Rousseau bemerkte, daß viele Vorübergehende unterwegs verschwanden, wie wenn sie durch eine Fallthüre gesunken wären. Er dachte, daß sie zu dem nämlichen Zwecke gekommen seyen, wie er, und beschloß, ihr Manöver nachzumachen;

dieß war ein leichtes Unternehmen. Nachdem er hinter der Gruppe der Zuhörer vorübergegangen war, wie um ebenfalls stehen zu bleiben, belauerte er die erste Person, welche er in den offenen Gang treten sah. Aengstlicher, als diese; ohne Zweifel weil er mehr zu riskiren hatte, wartete er, bis die Gelegenheit sich zehnmal günstiger zeigen möchte. Er wartete nicht lange. Ein Cabriolet, das vom Ende der Straße herbeieilte, theilte den Kreis in zwei Hälften, und bewirkte ein Zurückdrängen derselben gegen die Häuser. Rousseau sah sich gerade auf die Schwelle des Ganges geschoben; er brauchte nur weiter hinein zu gehen... Unser Philosoph gewahrte, daß alle mit dem Cabriolet beschäftigten Neugierigen, dem Hause den Rücken wendeten; er benützte seine Isolirung, und verschwand in der Tiefe des finstern Ganges. Nach Verfluß einiger Secunden erblickte er ein Licht, unter welchem ein friedlich sitzender Mann, wie ein Handelsmann nach seinem Verkaufstage, eine Zeitung las, oder zu lesen sich stellte. Bei dem Geräusche von Rousseau's Schritten, hob dieser Mann den Kopf empor, und legte sichtbar seinen Finger auf seine von der Lampe völlig erhellte Brust. Rousseau antwortete auf diese symbolische Geberde, indem er einen Finger auf seine Lippen drückte. Alsogleich stand der Mann auf, und ließ, indem er eine rechts gelegene Thüre öffnete, eine unsichtbare Thüre, so künstlich war sie in die Füllung des Getäfels eingefügt, an das er sich mit dem Rücken anlehnte, Rousseau eine sehr steile Treppe sehen, die unter die Erde führte. Rousseau trat ein; die Thüre schloß sich wieder geräuschlos, aber schnell. Rousseau

schlich sich, ohne Therese geweckt zu haben, aus dem Zimmer. Doch am Fuße der Treppe angekommen, begann Rousseau, nachdem er die geheime Feder der Hausthüre hatte spielen lassen, hinaus zu schauen, um sich von dem Zustande der Oertlichkeiten zu überzeugen. Kein Wagen fuhr vorüber; die Straße war, wie gewöhnlich, voll von Herumschlenderern, von denen die Einen die Andern anschauten, wie es noch immer Sitte ist, während viele vor den Fenstern der Buden stehen blieben, um die hübschen Ladenmädchen zu begucken. Ein Mann mehr blieb also in diesem Wirbel völlig unbemerkt. Rousseau stürzte sich hinein; er brauchte keinen weiten Weg zu machen. Ein Sänger mit einer kreischenden Violine stand an der Thüre, die man Rousseau bezeichnet hatte. Diese Musik, für welche die Ohren eines jeden ächten Parisers empfänglich sind, füllte die Straße mit Nachsingern an, die von dannen gingen, die letzten Takte des von der Violine oder von dem Sänger selbst gesungenen Refrain wiederholend. Nichts war also dem kreisenden Verkehre ungünstiger, als die an dieser Stelle durch die Masse der Zuhörer entstandene Stockung. Nothwendigerweise mußte sich jeder Durchgehende zur Rechten oder Linken der Gruppe wenden; jene, die sich links wendeten, blieben auf der Straße, jene, die sich rechts wendeten, schritten das bezeichnete Haus entlang, und vice versa. Rousseau bemerkte, daß viele Vorübergehende unterwegs verschwanden, wie wenn sie durch eine Fallthüre gesunken wären. Er dachte, daß sie zu dem nämlichen Zwecke gekommen seyen, wie er, und beschloß, ihr Manöver nachzumachen;

dieß war ein leichtes Unternehmen. Nachdem er hinter der Gruppe der Zuhörer vorübergegangen war, wie um ebenfalls stehen zu bleiben, belauerte er die erste Person, welche er in den offenen Gang treten sah. Aengstlicher, als diese; ohne Zweifel weil er mehr zu riskiren hatte, wartete er, bis die Gelegenheit sich zehnmal günstiger zeigen möchte. Er wartete nicht lange. Ein Cabriolet, das vom Ende der Straße herbeieilte, theilte den Kreis in zwei Hälften, und bewirkte ein Zurückdrängen derselben gegen die Häuser. Rousseau sah sich gerade auf die Schwelle des Ganges geschoben; er brauchte nur weiter hinein zu gehen... Unser Philosoph gewahrte, daß alle mit dem Cabriolet beschäftigten Neugierigen, dem Hause den Rücken wendeten; er benützte seine Isolirung, und verschwand in der Tiefe des finstern Ganges. Nach Verfluß einiger Secunden erblickte er ein Licht, unter welchem ein friedlich sitzender Mann, wie ein Handelsmann nach seinem Verkaufstage, eine Zeitung las, oder zu lesen sich stellte. Bei dem Geräusche von Rousseau's Schritten, hob dieser Mann den Kopf empor, und legte sichtbar seinen Finger auf seine von der Lampe völlig erhellte Brust. Rousseau antwortete auf diese symbolische Geberde, indem er einen Finger auf seine Lippen drückte. Alsogleich stand der Mann auf, und ließ, indem er eine rechts gelegene Thüre öffnete, eine unsichtbare Thüre, so künstlich war sie in die Füllung des Getäfels eingefügt, an das er sich mit dem Rücken anlehnte, Rousseau eine sehr steile Treppe sehen, die unter die Erde führte. Rousseau trat ein; die Thüre schloß sich wieder geräuschlos, aber schnell. Rousseau

schlich sich, ohne Therese geweckt zu haben, aus dem Zimmer. Doch am Fuße der Treppe angekommen, begann Rousseau, nachdem er die geheime Feder der Hausthüre hatte spielen lassen, hinaus zu schauen, um sich von dem Zustande der Oertlichkeiten zu überzeugen. Kein Wagen fuhr vorüber; die Straße war, wie gewöhnlich, voll von Herumschlenderern, von denen die Einen die Andern anschauten, wie es noch immer Sitte ist, während viele vor den Fenstern der Buden stehen blieben, um die hübschen Ladenmädchen zu begucken. Ein Mann mehr blieb also in diesem Wirbel völlig unbemerkt. Rousseau stürzte sich hinein; er brauchte keinen weiten Weg zu machen. Ein Sänger mit einer kreischenden Violine stand an der Thüre, die man Rousseau bezeichnet hatte. Diese Musik, für welche die Ohren eines jeden ächten Parisers empfänglich sind, füllte die Straße mit Nachsingern an, die von dannen gingen, die letzten Takte des von der Violine oder von dem Sänger selbst gesungenen Refrain wiederholend. Nichts war also dem kreisenden Verkehre ungünstiger, als die an dieser Stelle durch die Masse der Zuhörer entstandene Stockung. Nothwendigerweise mußte sich jeder Durchgehende zur Rechten oder Linken der Gruppe wenden; jene, die sich links wendeten, blieben auf der Straße, jene, die sich rechts wendeten, schritten das bezeichnete Haus entlang, und vice versa. Rousseau bemerkte, daß viele Vorübergehende unterwegs verschwanden, wie wenn sie durch eine Fallthüre gesunken wären. Er dachte, daß sie zu dem nämlichen Zwecke gekommen seyen, wie er, und beschloß, ihr Manöver nachzumachen;

dieß war ein leichtes Unternehmen. Nachdem er hinter der Gruppe der Zuhörer vorübergegangen war, wie um ebenfalls stehen zu bleiben, belauerte er die erste Person, welche er in den offenen Gang treten sah. Aengstlicher, als diese; ohne Zweifel weil er mehr zu riskiren hatte, wartete er, bis die Gelegenheit sich zehnmal günstiger zeigen möchte. Er wartete nicht lange. Ein Cabriolet, das vom Ende der Straße herbeieilte, theilte den Kreis in zwei Hälften, und bewirkte ein Zurückdrängen derselben gegen die Häuser. Rousseau sah sich gerade auf die Schwelle des Ganges geschoben; er brauchte nur weiter hinein zu gehen... Unser Philosoph gewahrte, daß alle mit dem Cabriolet beschäftigten Neugierigen, dem Hause den Rücken wendeten; er benützte seine Isolirung, und verschwand in der Tiefe des finstern Ganges. Nach Verfluß einiger Secunden erblickte er ein Licht, unter welchem ein friedlich sitzender Mann, wie ein Handelsmann nach seinem Verkaufstage, eine Zeitung las, oder zu lesen sich stellte. Bei dem Geräusche von Rousseau's Schritten, hob dieser Mann den Kopf empor, und legte sichtbar seinen Finger auf seine von der Lampe völlig erhellte Brust. Rousseau antwortete auf diese symbolische Geberde, indem er einen Finger auf seine Lippen drückte. Alsogleich stand der Mann auf, und ließ, indem er eine rechts gelegene Thüre öffnete, eine unsichtbare Thüre, so künstlich war sie in die Füllung des Getäfels eingefügt, an das er sich mit dem Rücken anlehnte, Rousseau eine sehr steile Treppe sehen, die unter die Erde führte. Rousseau trat ein; die Thüre schloß sich wieder geräuschlos, aber schnell. Rousseau

schlich sich, ohne Therese geweckt zu haben, aus dem Zimmer. Doch am Fuße der Treppe angekommen, begann Rousseau, nachdem er die geheime Feder der Hausthüre hatte spielen lassen, hinaus zu schauen, um sich von dem Zustande der Oertlichkeiten zu überzeugen. Kein Wagen fuhr vorüber; die Straße war, wie gewöhnlich, voll von Herumschlenderern, von denen die Einen die Andern anschauten, wie es noch immer Sitte ist, während viele vor den Fenstern der Buden stehen blieben, um die hübschen Ladenmädchen zu begucken. Ein Mann mehr blieb also in diesem Wirbel völlig unbemerkt. Rousseau stürzte sich hinein; er brauchte keinen weiten Weg zu machen. Ein Sänger mit einer kreischenden Violine stand an der Thüre, die man Rousseau bezeichnet hatte. Diese Musik, für welche die Ohren eines jeden ächten Parisers empfänglich sind, füllte die Straße mit Nachsingern an, die von dannen gingen, die letzten Takte des von der Violine oder von dem Sänger selbst gesungenen Refrain wiederholend. Nichts war also dem kreisenden Verkehre ungünstiger, als die an dieser Stelle durch die Masse der Zuhörer entstandene Stockung. Nothwendigerweise mußte sich jeder Durchgehende zur Rechten oder Linken der Gruppe wenden; jene, die sich links wendeten, blieben auf der Straße, jene, die sich rechts wendeten, schritten das bezeichnete Haus entlang, und vice versa. Rousseau bemerkte, daß viele Vorübergehende unterwegs verschwanden, wie wenn sie durch eine Fallthüre gesunken wären. Er dachte, daß sie zu dem nämlichen Zwecke gekommen seyen, wie er, und beschloß, ihr Manöver nachzumachen;

dieß war ein leichtes Unternehmen. Nachdem er hinter der Gruppe der Zuhörer vorübergegangen war, wie um ebenfalls stehen zu bleiben, belauerte er die erste Person, welche er in den offenen Gang treten sah. Aengstlicher, als diese; ohne Zweifel weil er mehr zu riskiren hatte, wartete er, bis die Gelegenheit sich zehnmal günstiger zeigen möchte. Er wartete nicht lange. Ein Cabriolet, das vom Ende der Straße herbeieilte, theilte den Kreis in zwei Hälften, und bewirkte ein Zurückdrängen derselben gegen die Häuser. Rousseau sah sich gerade auf die Schwelle des Ganges geschoben; er brauchte nur weiter hinein zu gehen . . . Unser Philosoph gewahrte, daß alle mit dem Cabriolet beschäftigten Neugierigen, dem Hause den Rücken wendeten; er benützte seine Isolirung, und verschwand in der Tiefe des finstern Ganges. Nach Verfluß einiger Secunden erblickte er ein Licht, unter welchem ein friedlich sitzender Mann, wie ein Handelsmann nach seinem Verkaufstage, eine Zeitung las, oder zu lesen sich stellte. Bei dem Geräusche von Rousseau's Schritten, hob dieser Mann den Kopf empor, und legte sichtbar seinen Finger auf seine von der Lampe völlig erhellte Brust. Rousseau antwortete auf diese symbolische Geberde, indem er einen Finger auf seine Lippen drückte. Alsogleich stand der Mann auf, und ließ, indem er eine rechts gelegene Thüre öffnete, eine unsichtbare Thüre, so künstlich war sie in die Füllung des Getäfels eingefügt, an das er sich mit dem Rücken anlehnte, Rousseau eine sehr steile Treppe sehen, die unter die Erde führte. Rousseau trat ein; die Thüre schloß sich wieder geräuschlos, aber schnell. Rousseau

stieg mit Hilfe seines Stockes die Treppe hinab. Er fand es schlecht, daß die Verbündeten als erste Prüfung das Wagniß ihm aufbürdeten, sich Hals und Beine zu brechen. Die Treppe, wenn auch steil, war doch nicht lang. Rousseau zählte siebzehn Stufen, und alsogleich drang ihm eine große Hitze entgegen, die an seine Augen und an sein Gesicht schlug. Diese feuchte Hitze war der Athem einer gewissen Zahl von im Keller versammelten Menschen. Rousseau bemerkte die mit rother und weißer Leinwand ausgeschlagenen Wände, auf welchen verschiedene, ohne Zweifel mehr symbolische als wirkliche Arbeitswerkzeuge abgebildet waren. Eine einzige Lampe hing vom Gewölbe herab, einen düsteren Wiederschein auf die jedoch ziemlich ehrlichen Gesichter der Männer werfend, welche auf hölzernen Bänken unter sich mit leiser Stimme sprachen. Er sah auf dem Boden weder Täfelwerk noch einen Teppich, sondern eine dichte Binsenmatte, welche die Schritte dämpfte. Rousseau zog also eintretend keine Aufmerksamkeit auf sich. Niemand schien seinen Eintritt bemerkt zu haben. Fünf Minuten früher wünschte Rousseau nichts so sehr, als einen solchen Eintritt, und dennoch ärgerte er sich, nachdem sein Eintritt geschehen war, über das gute Gelingen. Er sah einen leeren Platz auf einer von den letzten Bänken; er setzte sich auf denselben, so bescheiden als er es vermochte, hinter alle Andere. Er zählte dreiunddreißig Köpfe in der Versammlung. Ein Schreibpult, auf einer Erhöhung angebracht, harrete eines Präsidenten.

## Einhundertundzweites Kapitel.

### Die Loge der Strasse Plâtrière.

Rousseau bemerkte, daß die Gespräche der Anwesenden sehr discret und sehr behutsam waren. Viele bewegten die Lippen nicht. Kaum daß drei oder vier Paare miteinander redeten. Jene, welche nicht sprachen, versuchten sogar, ihr Gesicht zu verbergen, was nicht schwierig war, da die Erhöhung des Präsidenten, den man erwartete, eine große Masse von Schatten warf. Die Zufluchtstätte derjenigen, welche furchtsam zu seyn schienen, war hinter jener Erhöhung. Dagegen machten sich zwei oder drei Mitglieder des Bundes viel zu schaffen, um ihre Collegen zu erkennen. Sie gingen, kamen, plauderten unter sich, und verschwanden abwechselnd durch eine von einem schwarzen Vorhange mit rothen Flammen maskirte Thüre. Bald ließ eine Klingel sich vernehmen. Ein Mann entfernte sich ohne Umstände von der Ecke der Bank, wo er kurz zuvor unter die andern Maurer gemischt war, und nahm auf der Erhöhung Platz. Nachdem er mit der Hand und den Fingern einige Zeichen gegeben hatte, Zeichen, die von allen Anwesenden wiederholt wurden, und denen er ein letztes, deutlicheres, als die andern, beifügte, erklärte er die Sitzung für eröffnet. Dieser Mann war Rousseau durchaus unbekannt; unter dem Aeußern eines wohlhabenden Handwerksmannes, verbarg er viel Geistesgegenwart von einem so leichten Vortrage unterstützt, wie man ihn bei einem Redner gewünscht hätte. Seine Rede war klar

und kurz. Er erklärte, daß die Loge sich versammelt habe, um zur Aufnahme eines neuen Bruders zu schreiten.

„Ihr werdet nicht darüber staunen," sagte er, „daß wir Euch in dem Orte empfingen, wo die gewöhnlichen Prüfungen nicht versucht werden können; die Prüfungen schienen den Oberhäuptern überflüssig. Der Bruder, welcher aufgenommen werden soll, ist eine von den Leuchten der Philosophie unserer Zeit, er ist ein tiefer Geist, der uns aus Ueberzeugung ergeben seyn wird, nicht aus Furcht. Jener, der alle Mysterien der Natur und alle jene des menschlichen Herzens erforscht hat, würde nicht für die nämlichen Eindrücke empfänglich seyn, wie der einfache Sterbliche, von dem wir den Beistand seiner Arme, seines Willens, seines Goldes verlangen. Es wird uns, um die Mitwirkung dieses ausgezeichneten Geistes zu erhalten, dieses rechtschaffenen und thatkräftigen Charakters, sein Versprechen, seine Zustimmung genügen."

Der Redner endete so seinen Antrag, und schaute um sich, wie um die Wirkung desselben zu prüfen. Auf Rousseau war die Wirkung magisch gewesen: der Genfer kannte die vorbereitenden Mysterien der Freimaurerei; er hatte sie mit einer Art von sehr natürlichem Widerwillen von Seite aufgeklärter Geister gesehen; alle jene abgeschmackten Einräumungen, . . . weil sie unnütz waren . . . welche die Meister von den Aufzunehmenden als Scheinfurcht forderten, da man ja weiß, daß man nichts zu fürchten hat, dünkten ihm überaus kindisch, und müssiger Aberglaube. Noch mehr, der

schüchterne Philosoph, ein Feind von individuellen Kundgebungen und Bethätigungen, hätte sich unglücklich gefühlt, seine Person Leuten zur Schau zu stellen, die er nicht kannte, und die ihn, so viel war gewiß, mit mehr oder minder gutem Glauben mystificirten. Daraus erfolgte, daß, der Prüfungen sich überhoben zu sehen, für ihn mehr als eine Befriedigung war. Er kannte die Strenge der Gleichheit vor den maurischen Grundsätzen; nun aber gewährte eine Ausnahme zu seinen Gunsten einen Triumph. Er schickte sich an, auf die wohlwollende Beredsamkeit des Präsidenten einige Worte zu erwiedern, als eine Stimme in der Versammlung sich erhob. „Wenigstens,“ sagte diese Stimme, die schrill und bebend war, „da Ihr Euch verbunden erachtet, einen Mann, wie wir, gleich einem Fürsten zu behandeln, wenigstens, da Ihr ihn der physischen Aengste überhebet, wie wenn nicht das Ringen nach Freiheit inmitten der körperlichen Leiden eines von unsern Symbolen wäre, hoffen wir, daß Ihr nicht eine werthvolle Würde einem Unbekannten übertragen werdet, ohne ihn nach dem Ritus ausgefragt, und ohne sein Glaubensbekenntniß empfangen zu haben.“

Rousseau kehrte sich um, das Gesicht der angreifenden Person zu sehen, die so derb auf den Wagen des Triumphators schlug. Er erkannte nun mit dem lebhaftesten Erstaunen jenen jungen Wundarzt, den er noch am Morgen auf dem Quai aux Fleurs getroffen hatte. Das Gefühl seines guten Glaubens, vielleicht ein Gefühl der Verachtung hinsichtlich der werthvollen Würde, hinderte ihn, zu antworten.

und kurz. Er erklärte, daß die Loge sich versammelt habe, um zur Aufnahme eines neuen Bruders zu schreiten.

„Ihr werdet nicht darüber staunen,“ sagte er, „daß wir Euch in dem Orte empfingen, wo die gewöhnlichen Prüfungen nicht versucht werden können; die Prüfungen schienen den Oberhäuptern überflüssig. Der Bruder, welcher aufgenommen werden soll, ist eine von den Leuchten der Philosophie unserer Zeit, er ist ein tiefer Geist, der uns aus Ueberzeugung ergeben seyn wird, nicht aus Furcht. Jener, der alle Mysterien der Natur und alle jene des menschlichen Herzens erforscht hat, würde nicht für die nämlichen Eindrücke empfänglich seyn, wie der einfache Sterbliche, von dem wir den Beistand seiner Arme, seines Willens, seines Goldes verlangen. Es wird uns, um die Mitwirkung dieses ausgezeichneten Geistes zu erhalten, dieses rechtschaffenen und thatkräftigen Charakters, sein Versprechen, seine Zustimmung genügen.“

Der Redner endete so seinen Antrag, und schaute um sich, wie um die Wirkung desselben zu prüfen. Auf Rousseau war die Wirkung magisch gewesen: der Genfer kannte die vorbereitenden Mysterien der Freimaurerei; er hatte sie mit einer Art von sehr natürlichem Widerwillen von Seite aufgeklärter Geister gesehen; alle jene abgeschmackten Einräumungen, . . . weil sie unnütz waren . . . welche die Meister von den Aufzunehmenden als Scheinfurcht forderten, da man ja weiß, daß man nichts zu fürchten hat, dünkten ihm überaus kindisch, und müssiger Aberglaube. Noch mehr, der

schüchterne Philosoph, ein Feind von individuellen Kundgebungen und Bethätigungen, hätte sich unglücklich gefühlt, seine Person Leuten zur Schau zu stellen, die er nicht kannte, und die ihn, so viel war gewiß, mit mehr oder minder gutem Glauben mystificirten. Daraus erfolgte, daß, der Prüfungen sich überhoben zu sehen, für ihn mehr als eine Befriedigung war. Er kannte die Strenge der Gleichheit vor den maurischen Grundsätzen; nun aber gewährte eine Ausnahme zu seinen Gunsten einen Triumph. Er schickte sich an, auf die wohlwollende Beredsamkeit des Präsidenten einige Worte zu erwiedern, als eine Stimme in der Versammlung sich erhob. „Wenigstens," sagte diese Stimme, die schrill und bebend war, „da Ihr Euch verbunden erachtet, einen Mann, wie wir, gleich einem Fürsten zu behandeln, wenigstens, da Ihr ihn der physischen Aengste überhebet, wie wenn nicht das Ringen nach Freiheit inmitten der körperlichen Leiden eines von unsern Symbolen wäre, hoffen wir, daß Ihr nicht eine werthvolle Würde einem Unbekannten übertragen werdet, ohne ihn nach dem Ritus ausgefragt, und ohne sein Glaubensbekenntniß empfangen zu haben."

Rousseau kehrte sich um, das Gesicht der angreifenden Person zu sehen, die so derb auf den Wagen des Triumphators schlug. Er erkannte nun mit dem lebhaftesten Erstaunen jenen jungen Wundarzt, den er noch am Morgen auf dem Quai aux Fleurs getroffen hatte. Das Gefühl seines guten Glaubens, vielleicht ein Gefühl der Verachtung hinsichtlich der werthvollen Würde, hinderte ihn, zu antworten.

„Sie haben gehört?“ fragte der Präsident, zu Rousseau sich wendend.

„Sehr gut,“ antwortete der Philosoph, dem seine eigene Stimme mit einem leichten Schauder durchrieselte, als seine Stimme unter dem Gewölbe dieses düsteren Kellers erscholl. „Nun aber erstaune ich noch mehr über die Aufforderungen, da ich sehe, von wem sie gemacht wurden. Wie! Ein Mann, dessen Beruf es ist, das zu bekämpfen, was man das physische Leiden nennt, und so seinen Brüdern zu Hilfe zu kommen, welche eben sowohl die gewöhnlichen Menschen wie die Freimaurer sind, wie! dieser Mann kommt hierher, um den Nutzen der körperlichen Leiden zu predigen! . . . Er wählt einen seltsamen Weg, um das Geschöpf zum Glücke zu führen, den Kranken zur Heilung.“

„Es handelt sich hier nicht um Diesen oder Jenen,“ versetzte rasch der junge Mann; „ich bin dem Aufzunehmenden unbekannt, wie er mir unbekannt ist. Ich spreche logisch, und behaupte, daß der ehrwürdige Greis Unrecht gethan hat, das Ansehen der Personen einzumengen. Ich kenne in diesem,“ und er wies auf Rousseau, „nicht den Philosophen, er möge auch in mir den Wundarzt nicht kennen. So mögen wir vielleicht unser ganzes Leben nebeneinander wandeln, ohne daß jemals ein Blick, eine Geberde unsere Vertraulichkeit verrathe, die jedoch durch das Band der Association aller alltäglichen Freundschaften eine um so innigere ist. Ich wiederhole also, daß, wenn man dem Aufzunehmenden die Prüfungen erlassen zu müssen glaubte, der Fall gegeben sey, wenigstens die Fragen an ihn zu stellen.“

Rousseau antwortete nicht. Der Präsident las in seinem Antlitze den Widerwillen gegen eine Erörterung, und das Bedauern, sich in dieses Unternehmen eingelassen zu haben.

„Bruder," sagte er würdevoll zum jungen Manne, „Ihr werdet zu schweigen belieben, wenn der Meister spricht, und Euch nicht erlauben, leichtsinnig seine Verfügungen zu tadeln, welche souverain sind."

„Ich habe das Recht, zu interpelliren," versetzte gelassener der junge Mann. „Zu interpelliren . . . ja; zu tadeln . . . nein. Der Bruder, welcher in unsere Verbündung treten soll, ist zur Genüge bekannt, als daß wir suchen sollten, unsere maurischen Verhältnisse in ein lächerliches und unnützes Geheimniß zu hüllen. Alle anwesenden Brüder wissen seinen Namen, und sein Name ist eine Bürgschaft. Aber da er selbst, dessen bin ich gewiß, die Gleichheit liebt, so bitte ich ihn, sich über die Frage zu erklären, die ich lediglich der Form wegen an ihn stelle."

„Was suchen Sie in der Verbündung?"

Rousseau machte zwei Schritte, trennte sich von der Menge, und ließ sein sinnendes und melancholisches Auge über die Versammlung schweifen.

„Ich suche darin," entgegnete er, „was ich nicht darin finde: Wahrheiten, keine Trugschlüsse. Warum solltet Ihr mich mit Dolchen umblitzen, die nicht durchbohren, mit Giften bedrohen, die klares Wasser sind, und mit Fallthüren, unter denen Matratzen hingebreitet liegen? Ich kenne die Hilfsquelle der menschlichen Kräfte. Ich kenne die Stärke meiner physischen Springfeder.

„Sie haben gehört?“ fragte der Präsident, zu Rousseau sich wendend.

„Sehr gut,“ antwortete der Philosoph, dem seine eigene Stimme mit einem leichten Schauder durchrieselte, als seine Stimme unter dem Gewölbe dieses düsteren Kellers erscholl. „Nun aber erstaune ich noch mehr über die Aufforderungen, da ich sehe, von wem sie gemacht wurden. Wie! Ein Mann, dessen Beruf es ist, das zu bekämpfen, was man das physische Leiden nennt, und so seinen Brüdern zu Hilfe zu kommen, welche eben sowohl die gewöhnlichen Menschen wie die Freimaurer sind, wie! dieser Mann kommt hierher, um den Nutzen der körperlichen Leiden zu predigen!... Er wählt einen seltsamen Weg, um das Geschöpf zum Glücke zu führen, den Kranken zur Heilung.“

„Es handelt sich hier nicht um Diesen oder Jenen,“ versetzte rasch der junge Mann; „ich bin dem Aufzunehmenden unbekannt, wie er mir unbekannt ist. Ich spreche logisch, und behaupte, daß der ehrwürdige Greis Unrecht gethan hat, das Ansehen der Personen einzumengen. Ich kenne in diesem,“ und er wies auf Rousseau, „nicht den Philosophen, er möge auch in mir den Wundarzt nicht kennen. So mögen wir vielleicht unser ganzes Leben nebeneinander wandeln, ohne daß jemals ein Blick, eine Geberde unsere Vertraulichkeit verrathe, die jedoch durch das Band der Association aller alltäglichen Freundschaften eine um so innigere ist. Ich wiederhole also, daß, wenn man dem Aufzunehmenden die Prüfungen erlassen zu müssen glaubte, der Fall gegeben sey, wenigstens die Fragen an ihn zu stellen.“

Rousseau antwortete nicht. Der Präsident las in seinem Antlitze den Widerwillen gegen eine Erörterung, und das Bedauern, sich in dieses Unternehmen eingelassen zu haben.

„Bruder," sagte er würdevoll zum jungen Manne, „Ihr werdet zu schweigen belieben, wenn der Meister spricht, und Euch nicht erlauben, leichtsinnig seine Verfügungen zu tadeln, welche souverain sind."

„Ich habe das Recht, zu interpelliren," versetzte gelassener der junge Mann. „Zu interpelliren . . . ja; zu tadeln . . . nein. Der Bruder, welcher in unsere Verbündung treten soll, ist zur Genüge bekannt, als daß wir suchen sollten, unsere maurischen Verhältnisse in ein lächerliches und unnützes Geheimniß zu hüllen. Alle anwesenden Brüder wissen seinen Namen, und sein Name ist eine Bürgschaft. Aber da er selbst, dessen bin ich gewiß, die Gleichheit liebt, so bitte ich ihn, sich über die Frage zu erklären, die ich lediglich der Form wegen an ihn stelle."

„Was suchen Sie in der Verbündung?"

Rousseau machte zwei Schritte, trennte sich von der Menge, und ließ sein sinnendes und melancholisches Auge über die Versammlung schweifen.

„Ich suche darin," entgegnete er, „was ich nicht darin finde: Wahrheiten, keine Trugschlüsse. Warum solltet Ihr mich mit Dolchen umblitzen, die nicht durchbohren, mit Giften bedrohen, die klares Wasser sind, und mit Fallthüren, unter denen Matratzen hingebreitet liegen? Ich kenne die Hilfsquelle der menschlichen Kräfte. Ich kenne die Stärke meiner physischen Springfeder.

Wenn Ihr sie zerbrechet, so lohnte es sich nicht der Mühe, daß Ihr zu Eurem Bruder mich wähltet; todt — würde ich Euch nicht nützen: also wollet Ihr mich nicht tödten, noch weniger mich verwunden, und alle Aerzte der Welt brächten mich nicht dahin, die Einweihung gut zu finden, während welcher man mir ein Glied gebrochen hätte. Ich habe mehr als Ihr Alle meine Schmerzenslehrzeit erduldet; ich habe den Leib sondirt, und selbst die Seele betastet. Wenn ich darauf einging, zu Euch zu kommen, als man mich darum ersuchte," — und er betonte dieses Wort, „so geschah's, weil ich nützlich seyn zu können glaubte. Ich gebe also, ich empfange nicht. Ach! bevor Ihr etwas vermöget, um mich zu beschützen, bevor Ihr durch Eure eigenen Mittel mir die Freiheit gebet, wenn man mich einkerkert, Brod, wenn man mich aushungert, Tröstungen, wenn man mich betrübt, bevor Ihr, sag' ich, irgendwie mir nützet, wird dieser Bruder, den Ihr heute aufnehmet, wenn dieser Herr es erlaubt," fügte er bei, zu Marat sich wendend, „der Natur seinen Tribut bezahlt haben; denn der Fortschritt ist hinkend, denn das Licht ist langsam, und aus dem Orte, in den er sank, wird Keiner von Euch ihn herausziehen."

„Sie täuschen sich, berühmter Bruder," sagte eine sanfte und eindringliche Stimme, welche Rousseau milde anzog; „mehr, als Sie glauben, liegt in der Verbündung, der Sie beizutreten die Güte haben wollen; in ihr liegt die ganze Zukunft der Welt; die Zukunft, wie Sie wissen, ist die Hoffnung, ist die Wissenschaft; die Zukunft ist Gott, welcher sein Licht der Welt geben soll,

weil er versprochen hat, daß er es geben würde. Nun aber kann Gott nicht lügen."

Rousseau, von dieser erhabenen Sprache überrascht, schaute, und erkannte den noch jungen Mann, der ihm am Morgen bei dem Lit de Justice Rendez-vous gegeben hatte. Dieser mit einer gewissen Sorgfalt, und vorzüglich mit einer großen Auszeichnung schwarz gekleidete Mann, lehnte mit dem Rücken an einer Nebenseite der Erhöhung, und sein durch einen zarten Schimmer erhelltes Antlitz leuchtete in seiner ganzen Schönheit, in seiner ganzen Anmuth, in seinem ganzen natürlichen Ausdrucke.

„Ah!" erwiederte Rousseau, „die Wissenschaft, ein bodenloser Abgrund! Sie sprechen von Wissenschaft mit mir, von Tröstung, Zukunft, Verheißung; ein Anderer redet mit mir von Materie, Strenge und Gewalt; welchem soll ich glauben? Es wird sich also hiewegen in der Versammlung verhalten, wie mit den verzehrenden Wölfen dieser Welt, die sich über uns reget. — Wölfe und Lämmer! Vernehmet also mein Glaubensbekenntniß, weil Ihr es in meinen Büchern nicht gelesen habet."

„Ihre Bücher!" rief Marat aus, „sie sind erhaben, zugestanden; aber sie sind Utopien; Sie sind von dem nämlichen Gesichtspunkte aus nützlich, wie Pythagoras, wie Solon, und wie Cicero, der Sophist. Sie bezeichnen das Gute, aber ein künstliches, ungreifbares, unzugängliches Gutes; Sie gleichen Jenem, der eine ausgehungerte Menge mit mehr oder weniger durch die Sonne in Regenbogenfarben spielenden Luftblasen füttern möchte."

„Haben Sie," fragte Rousseau, die Stirne runzelnd,

„die großen Erschütterungen der Natur ohne Vorbereitungen geschehen sehen? Haben Sie den Menschen, dieses alltägliche und dennoch erhabene Ereigniß, entstehen sehen? Sahen Sie ihn entstehen, ohne daß er neun Monate lang den Stoff und das Leben in den Weichen seiner Mutter angesammelt hätte? Ah! Sie wollen, daß ich die Welt mit Handlungen wieder herstelle. Das heißt nicht wiederherstellen, mein Herr, das heißt revolutioniren!"

„Dann wollen Sie," versetzte der junge Wundarzt heftig, „keine Unabhängigkeit, dann wollen Sie keine Freiheit!"

„Im Gegentheile," erwiederte Rousseau, „denn die Unabhängigkeit ist mein Idol, denn die Freiheit ist meine Göttin. Nur will ich eine milde und strahlende Freiheit, welche erwärmt und welche belebt. Ich will eine Gleichheit, welche die Menschen aus Freundschaft einander nähert, nicht aus Furcht. Ich will die Erziehung, die Unterweisung eines jeden Elementes des socialen Körpers, wie der Mechaniker die Harmonie will, wie der Kunsttischler die Zusammenfügung, das heißt: die vollkommene Mitwirkung, die unbedingte Verbindung eines jeden Stückes seiner Arbeit: Ich wiederhole es, ich will das, was ich geschrieben habe: den Fortschritt, die Eintracht, die Ergebenheit."

Marat ließ ein Lächeln der Geringschätzung über seine Lippen gleiten. „Ja, die Bäche von Milch und Honig," sagte er, „die elysäischen Felder Virgil's, Träume eines Dichters, aus denen die Philosophie eine Wirklichkeit machen möchte."

Rousseau antwortete nichts. Es dünkte ihm zu hart, seine Mäßigung vertheidigen zu sollen, er, den ganz Europa einen gewaltthätigen Neuerer genannt hatte. Er setzte sich wieder schweigend, nachdem er, zur Befriedigung seines treuherzigen und schüchternen Gemüthes, den stillen Beifall jener Person, die ihn kurz zuvor vertheidigte, mit dem Blicke erforscht und erhalten hatte. Der Präsident erhob sich. „Ihr habet gehört?" sagte er zu Allen. „Ja," antwortete die Versammlung. „Scheint Euch der aufzunehmende Bruder würdig, der Verbündung beizutreten, versteht er die Pflichten derselben?" „Ja," erwiederte die Versammlung, jedoch mit einer Behutsamkeit, die wenig Einstimmigkeit zeigte.

„Leisten Sie den Eid," sagte der Präsident zu Rousseau.

„Es wäre mir unangenehm," antwortete der Philosoph mit einem gewissen Stolze, „einigen Mitgliedern dieser Verbündung zu mißfallen, und ich muß noch einmal meine eben erst gesprochenen Worte wiederholen; sie sind der Ausdruck meiner Ueberzeugung. Wäre ich ein Redner, so würde ich sie auf eine ergreifende Weise entwickeln; aber meine Zunge ist widerspänstig, und empört sich immer gegen meinen Gedanken, wenn ich eine unverzügliche Darstellung desselben von ihr verlange. Ich will sagen, daß ich mehr für die Welt und für Sie, ferne von dieser Verbündung, wirke, als ich durch anhaltende Uebung Ihrer Gebräuche wirken würde; überlassen Sie mich also meinen Arbeiten, meinen Schwächen, meiner Absonderung. Ich sagte es Ihnen, ich neige mich dem Grabe zu; Kümmernisse, Gebrechen, Mühseligkeiten drängen mich thätig hinein; Sie können

dieses große Werk der Natur nicht verzögern; geben Sie mich auf; ich bin nicht gemacht, mit den Menschen zu gehen, ich hasse und fliehe sie; ich diene ihnen jedoch, weil ich selbst Mensch bin, und weil ich, indem ich ihnen diene, sie mir besser träume, als sie sind. Jetzt wissen Sie meinen ganzen Gedanken; ich werde kein Wort mehr sagen."

„Sie weigern sich also, den Eid zu leisten," äußerte Marat mit einer gewissen Gemüthsbewegung.

„Ich weigere mich entschieden; ich will an der Verbündung nicht Theil nehmen: zu viele Beweise überzeugen mich, daß ich darin keinen Nutzen stiften würde."

„Bruder," sagte der Unbekannte mit der versöhnenden Stimme, „erlauben Sie mir, Sie so zu nennen, denn wir sind wirklich Brüder außerhalb aller Combination des menschlichen Geistes. Bruder, geben Sie nicht einem Momente sehr natürlichen Unwillens nach; opfern Sie ein wenig von Ihrem gerechten Stolze; thun Sie für uns, was Sie anwidert. Ihre Rathschläge, Ideen, Ihre Anwesenheit, das ist das Licht! Versenken Sie uns nicht in die doppelte Nacht Ihrer Abwesenheit und Ihrer Weigerung."

„Sie irren sich," versetzte Rousseau, „ich entziehe Ihnen nichts, da ich mehr nie geben werde, als ich Jedermann gegeben habe, dem nächsten besten Leser, der nächsten besten Auslegung der Zeitungen; wenn Sie den Namen und das Wesen von Rousseau wollen ..."

„Wir wollen es!" sagten artig mehrere Stimmen.

„In diesem Falle nehmen Sie eine Sammlung von meinen Werken, stellen Sie die Bände auf den Tisch

Ihres Präsidenten, und wenn Sie zur Kundgebung der Ansichten schreiten werden, und die Reihe, die meinige zu äußern, an mich gekommen seyn wird, dann schlagen Sie mein Buch auf, Sie werden meine Ansicht, mein Urtheil finden."

Rousseau machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

„Einen Augenblick!" sagte der Wundarzt; „der Wille ist frei, und jener des berühmten Philosophen eben so sehr, wie jeder andere; allein es wäre ziemlich regelwidrig, den Zutritt in unser Heiligthum einem Profanen gestattet zu haben, der, da er nicht einmal durch eine stillschweigende Klausel gebunden ist, unsere Geheimnisse, ohne ein unredlicher Mann zu seyn, offenbaren könnte."

Rousseau lächelte ihm mitleidig zu.

„Sie verlangen einen Verschwiegenheitseid von mir?" fragte er.

„Es ist, wie Sie sagten."

„Ich bin ganz bereit."

„Lesen Sie gefälligst die Formel, ehrwürdiger Bruder," sagte Marat.

Der ehrwürdige Bruder las wirklich folgende Formel: „Ich schwöre in Gegenwart des großen, ewigen Gottes, des Baumeisters des Weltalles, meiner Oberen und der achtbaren Versammlung, die mich umgiebt, nichts zu offenbaren, nichts kund zu geben, nichts zu schreiben von dem, was vor meinen Augen geschieht, indem ich selbst für den Fall der Unvorsichtigkeit mich verurtheile, nach den Gesetzen des großen Stifters, aller meiner Oberen, und des Zorns meiner Väter bestraft zu werden."

Rousseau streckte bereits die Hand aus, als der Unbekannte, der die Verhandlung mit einer Art von Ansehen, welches ihm Niemand bestritt, obgleich er unter der Menge sich verlor, vernommen und gewürdiget hatte, dem Präsidenten sich näherte, und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte.

„Es ist wahr," versetzte der Ehrwürdige.

Und er fügte bei: „Sie sind ein Mann, nicht ein Bruder, Sie sind ein Mann von Ehre, und stehen uns lediglich in dem Verhältnisse eines Nebenmenschen gegenüber. Wir nehmen also hier von unserer Eigenschaft Umgang, um von Ihnen ein einfaches Ehrenwort zu verlangen, Alles zu vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist."

„Wie einen Traum am Morgen, ich schwöre es bei meiner Ehre," antwortete Rousseau bewegt.

Bei diesen Worten entfernte er sich, und viele Mitglieder folgten ihm.

## Einhundertunddrittes Kapitel.

### Rechenschaftsbericht.

Nach der Entfernung der Mitglieder der zweiten und dritten Klasse blieben sieben Verbündete in der Loge. Dieß waren die sieben Oberhäupter. Sie erkannten sich einander durch Zeichen, die ihre Einweihung in einen höheren Grad bewiesen. Ihre erste Sorge war, die Thüren zu verschließen; nach Verschließung der Thüren

offenbarte sich ihr Präsident durch das Vorzeigen eines Ringes, in welchen die geheimnißvollen Buchstaben **L. P. D.** *) gestochen waren. Dieser Präsident war mit der obersten Correspondenz des Ordens beauftragt. Er stand in Verbindung mit den übrigen sechs Oberhäuptern, welche die Schweiz, Rußland, Amerika, Schweden, Spanien und Italien bewohnten. Er brachte einige von den wichtigsten Zuschriften, die er von seinen Collegen erhalten hatte, um sie dem Kreise von höheren Eingeweihten mitzutheilen, die im Range über den Andern, und unter ihm standen. Wir haben dieses Oberhaupt erkannt... Balsamo war's. Der wichtigste von diesen Briefen enthielt eine bedenkliche Warnung: er kam aus Schweden; Swedenborg hatte ihn geschrieben. „Wachet im Süden, Brüder," schrieb er; „sein glühender Himmel hat einen Verräther ausgebrütet. Dieser Verräther wird Euch in's Verderben stürzen. Wachet in Paris, Brüder; der Verräther wohnt dort; die Geheimnisse des Ordens sind in seinen Händen; ein Gefühl des Hasses stachelt ihn. Ich höre die Denunciation dumpfen Fluges, murmelnder Stimme. Ich sehe eine schreckliche Rache, aber vielleicht wird sie zu spät kommen. Indessen wachet, Brüder, wachet! Bisweilen ist eine verrätherische, obwohl schlecht unterrichtete Zunge hinreichend, unsere so geschickt angelegten Pläne völlig über den Haufen zu werfen."

---

*) Lilia pedibus destrue. („Zertritt die Lilien mit den Füßen.") D. Ü.

Die Brüder schauten sich mit einem stummen Erstaunen an; die wilde Sprache des Illuminaten, sein Vorherwissen, dem viele schlagende Beispiele ein gewaltiges Ansehen verliehen, trugen nicht wenig dazu bei, den Ausschuß unter Balsamo's Vorsitze zu verdüstern. Er selbst, der an das Hellsehen Swedenborgs glaubte, konnte dem ernsten und schmerzlichen Eindrucke nicht widerstehen, der ihn bei dem Lesen dieses Briefes erfaßte. „Brüder," sagte er, „der begeisterte Prophet täuscht sich selten. Wachet also, wie er es Euch anempfiehlt. Ihr wisset es nun, wie ich; der Kampf entspinnt sich. Lassen wir uns nicht durch jene lächerlichen Feinde besiegen, deren Macht wir in voller Sicherheit untergraben. Sie haben zu ihrer Verfügung, vergesset es nicht, Söldlingsergebenheit. Dieß ist eine mächtige Waffe auf dieser Welt unter den Seelen, die nicht weiter sehen, als die Grenzen des irdischen Lebens reichen. Brüder, lasset uns besoldeten Verräthern mißtrauen!"

„Diese Besorgnisse scheinen mir kindisch," sagte eine Stimme; „täglich gewinnen wir an Kraft, und werden von glänzenden Geistern und von kräftigen Händen geleitet."

Balsamo verbeugte sich zum Danke für das schmeichelhafte Lob.

„Ja; aber, wie unser erhabener Präsident sagte, der Verrath schleicht sich überall ein," versetzte ein Bruder, welcher kein Anderer war, als der Wundarzt Marat, ungeachtet seiner Jugend zu einem höheren Grade befördert, in Folge dessen er zum erstenmal im berathenden Ausschusse saß. „Bedenket, Brüder, daß

man durch Verdoppelung des Köders den wichtigsten Fang macht. Wenn Herr von Sartines mit einem Sacke Thaler die Offenbarung von einem unserer obscuren Brüder erkaufen kann, so kann der Minister mit einer Million, oder mit der Hoffnung einer Würde, einen von unsern Oberen erkaufen. Nun aber weiß der obscure Bruder bei uns nichts. Er kennt höchstens einige Namen unter seinen Collegen, und diese Namen repräsentiren keine Sache. Die Ordnung unserer Constitution ist bewundernswürdig, aber in ganz vorzüglichem Grade aristocratisch; die Unteren wissen nichts, vermögen nichts; man versammelt sie, um ihnen Lappalien zu sagen, oder sie sagen zu lassen, und dennoch tragen sie durch ihre Zeit, durch ihr Geld, zur Solidität unseres Baues bei. Bedenket, der Handlanger bringt bloß den Stein und den Mörtel; werdet Ihr aber ohne Stein und Mörtel das Haus bauen? Nun aber empfängt dieser Handlanger einen kleinen Sold, und dennoch halte ich ihn dem Baumeister gleich, dessen Plan das ganze Werk schaffet und belebt, und ich halte ihn demselben gleich, weil er ein Mensch ist, und weil jeder Mensch in den Augen des Philosophen so viel werth ist, wie ein anderer Mensch, weil er seinen Theil an dem Elende und Mißgeschicke trägt, wie ein Anderer, und weil er sogar mehr als ein Anderer dem Falle eines Steines und dem Einsturze eines Gerüstes ausgesetzt ist."

„Ich unterbreche Sie, Bruder," sagte Balsamo. „Sie weichen von der Frage ab, die allein uns beschäftigen soll. Ihr Fehler, Bruder, besteht darin, den Eifer zu übertreiben, und die Erörterung zu sehr in's Allgemeine

zu ziehen. Es handelt sich jetzt nicht darum, zu wissen, ob unsere Constitution gut oder schlecht ist, sondern die Festigkeit, die Integrität dieser Constitution zu wahren. Wollte ich mit Ihnen auf eine Erörterung mich einlassen, so würde ich antworten: nein, das Organ, welches die Bewegung empfängt, ist dem Genie des Schöpfers nicht gleich; nein, der Taglöhner ist dem Baumeister nicht gleich; nein, das Gehirn ist dem Arme nicht gleich."

„Wenn Herr von Sartines einen unserer Brüder von den letzten Graden ergriffe," rief Marat mit Wärme aus, „würde er ihn weniger in der Bastille verfaulen lassen, als Sie und mich?"

„Einverstanden; allein daraus wird nur für das Individuum Nachtheil entstehen, und nicht für den Orden, der bei uns Allem vorgehen soll, während, wenn das Oberhaupt eingekerkert wird, die Verschwörung stille steht, während, wenn der General fehlt, die Schlacht verloren wird."

„Brüder, wachet also über dem Wohle der Oberhäupter!"

„Ja, aber sie mögen ihrerseits über dem unserigen wachen."

„Das ist ihre Pflicht."

„Und ihre Fehler sollen doppelt bestraft werden."

„Noch einmal, mein Bruder, Sie entfernen sich von den Bestimmungen des Ordens. Wissen Sie nicht, daß der Eid, welcher alle Mitglieder unserer Association bindet, immer der nämliche ist, und über Alle die nämlichen Strafen verhängt?"

„Denen sich die Großen immer entziehen werden.“

„Dieß ist keineswegs die Meinung der Großen, Brüder; hören Sie das Ende des Briefes unsers Propheten Swedenborg, eines der Größten unter uns; er fügt Folgendes bei: Das Uebel wird von einem der Großen kommen, von einem der Größten des Ordens, oder wenn die Schuld nicht geradezu von ihm kommt, so wird sie ihm deßhalb nicht weniger beizumessen seyn; erinnern Sie sich, daß das Feuer und das Wasser Schuldgenossen seyn können: das eine giebt das Licht, das andere die Offenbarungen.“

„Wachet, Brüder, über Alles und über Alle, wachet!“

„So lasset uns,“ erwiederte Marat, in Balsamo's Aeußerung und in Swedenborg's Briefe jene Seite erfassend, aus welcher er Vortheil schöpfen wollte, „den Eid wiederholen, der uns bindet, und verpflichten wir uns, ihn seiner ganzen Strenge nach zu halten, wer immer derjenige seyn mag, der den Verrath begangen haben, oder die Ursache des Verrathes seyn wird.“

Balsamo sammelte sich einen Augenblick, erhob sich von seinem Sitze, und sprach die eingeführten Worte, welche unsere Leser schon einmal vernahmen, mit langsamer, feierlicher und schrecklicher Stimme aus: Im Namen des gekreuzigten Sohnes schwöre ich, die fleischlichen Bande zu zerreißen, welche mich an Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Gattin, Verwandte, Freunde, Liebchen, Könige, Vorstände, Wohlthäter, und an irgend ein Wesen fesseln, dem ich Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienst versprochen habe. Ich schwöre, dem Oberhaupte, welchen ich nach den Ordensstatuten

erkenne, das zu offenbaren, was ich gesehen, gethan, aufgegriffen, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen habe, und selbst das aufzusuchen und zu erspähen, was nicht geradezu meinen Augen sich darbieten sollte. Ich werde das Gift, das Eisen und das Feuer als Mittel ehren, die Erde durch den Tod oder die Verdummung von den Feinden der Wahrheit und der Freiheit zu reinigen. Ich unterwerfe mich dem Gesetze des Schweigens; ich willige ein, an jenem Tage wie vom Blitze getroffen zu sterben, an dem ich eine Strafe werde verdient haben, und erwarte ohne Klage den Dolchstich, der mich an irgend einem Orte der Erde, wo ich seyn mag, erreichen wird."

Dann wiederholten die sieben Männer, aus welchen die düstere Versammlung bestand, Wort für Wort diesen Eid, stehend und entblößten Hauptes.

Nach Erschöpfung der vorgeschriebenen Worte, sprach Balsamo: „Wir sind nun verbürgt; mischen wir keine Zwischenfälle mehr in unsere Erörterung. Ich muß dem Ausschusse über die vorzüglichsten Ereignisse des Jahres Rechenschaftsbericht erstatten. Meine Führung der Geschäfte Frankreichs wird erleuchteten und eifrigen Geistern, wie die Eurigen, einiges Interesse gewähren. Ich beginne. Frankreich liegt im Mittelpunkte von Europa, wie das Herz im Mittelpunkte des Leibes; es lebt, es gewährt Leben. In seinen Bewegungen muß man die Ursache des ganzen Unwohlseyns des allgemeinen Organismus suchen. Ich bin also nach Frankreich gekommen, und habe mich Paris genähert, wie der Arzt sich dem Herzen nähert: ich habe gelauscht, betastet, Ver-

suche angestellt. Als ich vor einem Jahre zur Monarchie trat, war sie schwach; jetzt tödten sie die Laster. Ich mußte die Wirkung dieser verderblichen Ausschweifungen beschleunigen, und habe sie deßhalb begünstiget. Ein Hinderniß stand mir im Wege, dieses Hinderniß war ein Mann, dieser Mann war nicht der Erste, aber der Mächtigste im Staate nach dem Könige. Er war mit einigen von jenen Eigenschaften ausgestattet, welche andern Menschen gefallen. Er war zu hochmüthig, das ist wahr, aber er wendete seinen Hochmuth auf seine Werke an; er wußte die Knechtschaft des Volkes zu mildern, indem er ihm den Wahn einflößte, ja sogar bisweilen zu sehen gab, daß es ein Theil des Staates sey, und indem er es manchmal in Bezug auf sein eigenes Elend zu Rathe zog, pflanzte er eine Standarte auf, um welche die Massen sich immer scharen, den Nationalgeist. Er haßte die Engländer, die natürlichen Feinde Frankreichs; er haßte die Favoritin, die natürliche Feindin der arbeitsamen Klassen. Nun aber hätte ich diesen Mann, wäre er ein Usurpator, wäre er einer von den Unserigen gewesen, unserer Wege wandelnd, für unsern Zweck wirkend, verschont, in seiner Gewalt ihn erhalten, mit allen Hilfsquellen unterstützt, die ich für meine Schützlinge schaffen kann; denn anstatt das wurmstichige Königthum zu übertünchen, würde er es mit uns am verabredeten Tage über den Haufen geworfen haben. Aber er gehörte zur aristocratischen Klasse; die Ehrfurcht vor dem ersten Range war ihm angeboren, nach dem er nicht streben wollte, vor der Monarchie, in die er keinen frevelhaften Eingriff wagte; er schonte

erkenne, das zu offenbaren, was ich gesehen, gethan, aufgegriffen, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen habe, und selbst das aufzusuchen und zu erspähen, was nicht geradezu meinen Augen sich darbieten sollte. Ich werde das Gift, das Eisen und das Feuer als Mittel ehren, die Erde durch den Tod oder die Verdummung von den Feinden der Wahrheit und der Freiheit zu reinigen. Ich unterwerfe mich dem Gesetze des Schweigens; ich willige ein, an jenem Tage wie vom Blitze getroffen zu sterben, an dem ich eine Strafe werde verdient haben, und erwarte ohne Klage den Dolchstich, der mich an irgend einem Orte der Erde, wo ich seyn mag, erreichen wird."

Dann wiederholten die sieben Männer, aus welchen die düstere Versammlung bestand, Wort für Wort diesen Eid, stehend und entblößten Hauptes.

Nach Erschöpfung der vorgeschriebenen Worte, sprach Balsamo: „Wir sind nun verbürgt; mischen wir keine Zwischenfälle mehr in unsere Erörterung. Ich muß dem Ausschusse über die vorzüglichsten Ereignisse des Jahres Rechenschaftsbericht erstatten. Meine Führung der Geschäfte Frankreichs wird erleuchteten und eifrigen Geistern, wie die Eurigen, einiges Interesse gewähren. Ich beginne. Frankreich liegt im Mittelpunkte von Europa, wie das Herz im Mittelpunkte des Leibes; es lebt, es gewährt Leben. In seinen Bewegungen muß man die Ursache des ganzen Unwohlseyns des allgemeinen Organismus suchen. Ich bin also nach Frankreich gekommen, und habe mich Paris genähert, wie der Arzt sich dem Herzen nähert: ich habe gelauscht, betastet, Ver-

suche angestellt. Als ich vor einem Jahre zur Monarchie trat, war sie schwach; jetzt tödten sie die Laster. Ich mußte die Wirkung dieser verderblichen Ausschweifungen beschleunigen, und habe sie deßhalb begünstiget. Ein Hinderniß stand mir im Wege, dieses Hinderniß war ein Mann, dieser Mann war nicht der Erste, aber der Mächtigste im Staate nach dem Könige. Er war mit einigen von jenen Eigenschaften ausgestattet, welche andern Menschen gefallen. Er war zu hochmüthig, das ist wahr, aber er wendete seinen Hochmuth auf seine Werke an; er wußte die Knechtschaft des Volkes zu mildern, indem er ihm den Wahn einflößte, ja sogar bisweilen zu sehen gab, daß es ein Theil des Staates sey, und indem er es manchmal in Bezug auf sein eigenes Elend zu Rathe zog, pflanzte er eine Standarte auf, um welche die Massen sich immer scharen, den Nationalgeist. Er haßte die Engländer, die natürlichen Feinde Frankreichs; er haßte die Favoritin, die natürliche Feindin der arbeitsamen Klassen. Nun aber hätte ich diesen Mann, wäre er ein Usurpator, wäre er einer von den Unserigen gewesen, unserer Wege wandelnd, für unsern Zweck wirkend, verschont, in seiner Gewalt ihn erhalten, mit allen Hilfsquellen unterstützt, die ich für meine Schützlinge schaffen kann; denn anstatt das wurmstichige Königthum zu übertünchen, würde er es mit uns am verabredeten Tage über den Haufen geworfen haben. Aber er gehörte zur aristocratischen Klasse; die Ehrfurcht vor dem ersten Range war ihm angeboren, nach dem er nicht streben wollte, vor der Monarchie, in die er keinen frevelhaften Eingriff wagte; er schonte

erkenne, das zu offenbaren, was ich gesehen, gethan, aufgegriffen, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen habe, und selbst das aufzusuchen und zu erspähen, was nicht geradezu meinen Augen sich darbieten sollte. Ich werde das Gift, das Eisen und das Feuer als Mittel ehren, die Erde durch den Tod oder die Verdummung von den Feinden der Wahrheit und der Freiheit zu reinigen. Ich unterwerfe mich dem Gesetze des Schweigens; ich willige ein, an jenem Tage wie vom Blitze getroffen zu sterben, an dem ich eine Strafe werde verdient haben, und erwarte ohne Klage den Dolchstich, der mich an irgend einem Orte der Erde, wo ich seyn mag, erreichen wird."

Dann wiederholten die sieben Männer, aus welchen die düstere Versammlung bestand, Wort für Wort diesen Eid, stehend und entblößten Hauptes.

Nach Erschöpfung der vorgeschriebenen Worte, sprach Balsamo: „Wir sind nun verbürgt; mischen wir keine Zwischenfälle mehr in unsere Erörterung. Ich muß dem Ausschusse über die vorzüglichsten Ereignisse des Jahres Rechenschaftsbericht erstatten. Meine Führung der Geschäfte Frankreichs wird erleuchteten und eifrigen Geistern, wie die Eurigen, einiges Interesse gewähren. Ich beginne. Frankreich liegt im Mittelpunkte von Europa, wie das Herz im Mittelpunkte des Leibes; es lebt, es gewährt Leben. In seinen Bewegungen muß man die Ursache des ganzen Unwohlseyns des allgemeinen Organismus suchen. Ich bin also nach Frankreich gekommen, und habe mich Paris genähert, wie der Arzt sich dem Herzen nähert: ich habe gelauscht, betastet, Ver-

suche angestellt. Als ich vor einem Jahre zur Monarchie trat, war sie schwach; jetzt tödten sie die Laster. Ich mußte die Wirkung dieser verderblichen Ausschweifungen beschleunigen, und habe sie deßhalb begünstiget. Ein Hinderniß stand mir im Wege, dieses Hinderniß war ein Mann, dieser Mann war nicht der Erste, aber der Mächtigste im Staate nach dem Könige. Er war mit einigen von jenen Eigenschaften ausgestattet, welche andern Menschen gefallen. Er war zu hochmüthig, das ist wahr, aber er wendete seinen Hochmuth auf seine Werke an; er wußte die Knechtschaft des Volkes zu mildern, indem er ihm den Wahn einflößte, ja sogar bisweilen zu sehen gab, daß es ein Theil des Staates sey, und indem er es manchmal in Bezug auf sein eigenes Elend zu Rathe zog, pflanzte er eine Standarte auf, um welche die Massen sich immer scharen, den Nationalgeist. Er haßte die Engländer, die natürlichen Feinde Frankreichs; er haßte die Favoritin, die natürliche Feindin der arbeitsamen Klassen. Nun aber hätte ich diesen Mann, wäre er ein Usurpator, wäre er einer von den Unserigen gewesen, unserer Wege wandelnd, für unsern Zweck wirkend, verschont, in seiner Gewalt ihn erhalten, mit allen Hilfsquellen unterstützt, die ich für meine Schützlinge schaffen kann; denn anstatt das wurmstichige Königthum zu übertünchen, würde er es mit uns am verabredeten Tage über den Haufen geworfen haben. Aber er gehörte zur aristocratischen Klasse; die Ehrfurcht vor dem ersten Range war ihm angeboren, nach dem er nicht streben wollte, vor der Monarchie, in die er keinen frevelhaften Eingriff wagte; er schonte

erkenne, das zu offenbaren, was ich gesehen, gethan, aufgegriffen, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen habe, und selbst das aufzusuchen und zu erspähen, was nicht geradezu meinen Augen sich darbieten sollte. Ich werde das Gift, das Eisen und das Feuer als Mittel ehren, die Erde durch den Tod oder die Verdummung von den Feinden der Wahrheit und der Freiheit zu reinigen. Ich unterwerfe mich dem Gesetze des Schweigens; ich willige ein, an jenem Tage wie vom Blitze getroffen zu sterben, an dem ich eine Strafe werde verdient haben, und erwarte ohne Klage den Dolchstich, der mich an irgend einem Orte der Erde, wo ich seyn mag, erreichen wird."

Dann wiederholten die sieben Männer, aus welchen die düstere Versammlung bestand, Wort für Wort diesen Eid, stehend und entblößten Hauptes.

Nach Erschöpfung der vorgeschriebenen Worte, sprach Balsamo: „Wir sind nun verbürgt; mischen wir keine Zwischenfälle mehr in unsere Erörterung. Ich muß dem Ausschusse über die vorzüglichsten Ereignisse des Jahres Rechenschaftsbericht erstatten. Meine Führung der Geschäfte Frankreichs wird erleuchteten und eifrigen Geistern, wie die Eurigen, einiges Interesse gewähren. Ich beginne. Frankreich liegt im Mittelpunkte von Europa, wie das Herz im Mittelpunkte des Leibes; es lebt, es gewährt Leben. In seinen Bewegungen muß man die Ursache des ganzen Unwohlseyns des allgemeinen Organismus suchen. Ich bin also nach Frankreich gekommen, und habe mich Paris genähert, wie der Arzt sich dem Herzen nähert: ich habe gelauscht, betastet, Ver-

suche angestellt. Als ich vor einem Jahre zur Monarchie trat, war sie schwach; jetzt tödten sie die Laster. Ich mußte die Wirkung dieser verderblichen Ausschweifungen beschleunigen, und habe sie deßhalb begünstiget. Ein Hinderniß stand mir im Wege, dieses Hinderniß war ein Mann, dieser Mann war nicht der Erste, aber der Mächtigste im Staate nach dem Könige. Er war mit einigen von jenen Eigenschaften ausgestattet, welche andern Menschen gefallen. Er war zu hochmüthig, das ist wahr, aber er wendete seinen Hochmuth auf seine Werke an; er wußte die Knechtschaft des Volkes zu mildern, indem er ihm den Wahn einflößte, ja sogar bisweilen zu sehen gab, daß es ein Theil des Staates sey, und indem er es manchmal in Bezug auf sein eigenes Elend zu Rathe zog, pflanzte er eine Standarte auf, um welche die Massen sich immer scharen, den Nationalgeist. Er haßte die Engländer, die natürlichen Feinde Frankreichs; er haßte die Favoritin, die natürliche Feindin der arbeitsamen Klassen. Nun aber hätte ich diesen Mann, wäre er ein Usurpator, wäre er einer von den Unserigen gewesen, unserer Wege wandelnd, für unsern Zweck wirkend, verschont, in seiner Gewalt ihn erhalten, mit allen Hilfsquellen unterstützt, die ich für meine Schützlinge schaffen kann; denn anstatt das wurmstichige Königthum zu übertünchen, würde er es mit uns am verabredeten Tage über den Haufen geworfen haben. Aber er gehörte zur aristocratischen Klasse; die Ehrfurcht vor dem ersten Range war ihm angeboren, nach dem er nicht streben wollte, vor der Monarchie, in die er keinen frevelhaften Eingriff wagte; er schonte

des Königthumes, den König verachtend; er that noch mehr, er diente zum Schilde diesem Königthume, auf welches unsere Streiche gerichtet waren. Das Parlament und das Volk, voll Achtung vor jenem lebendigen, den Uebergriffen der königlichen Kronrechte entgegengesetzten Damme, beschränkten sich auf einen gemäßigten Widerstand, eines mächtigen Beistandes sicher, wenn der Moment dazu eintreten würde. Ich begriff die Lage. Ich unternahm den Sturz des Herrn von Choiseul. Dieses mächtige Werk, an welches sich seit zehn Jahren so viele Regungen des Hasses und so viele Interessen spannten, hab' ich begonnen und durch Mittel, deren zu erwähnen überflüssig wäre, in einigen Monaten beendiget. Durch ein Geheimniß, welches eine von meinen Kräften ist, eine um so stärkere Kraft, da sie vor den Augen Aller ewig verborgen bleiben, und nie anders als durch die Wirkung sich kund geben wird, hab' ich Herrn von Choiseul gestürzt, vertrieben, und ihm ein langes Geleit von Bedauerungen, von Enttäuschungen, von Wehklagen und Zornergüssen nachgesendet. Nun trägt die Arbeit ihre Früchte, nun verlangt ganz Frankreich Choiseul, und erhebt sich, um ihn wieder zu erhalten, wie die Waisen zum Himmel emporschauen, wenn Gott ihnen ihren Vater genommen hat. Die Parlamente machen von dem einzigen Rechte Gebrauch, das sie besitzen, von der Unthätigkeit: sie verrichten jetzt ihre Geschäfte nicht mehr. In einem wohl organisirten Körper, wie es ein Staat ersten Ranges seyn soll, ist die Lähmung eines wesentlichen Organes tödtlich; nun aber ist das Parlament für den socialen

Körper, was der Magen für den menschlichen Körper ist; da die Parlamente nicht mehr wirken, wird das Volk, dieses Eingeweide des Staates, nicht mehr arbeiten, und folglich nicht mehr zahlen, und das Gold, das heißt: das Blut, wird ihnen fehlen. Ohne Zweifel wird man kämpfen wollen; aber wer wird gegen das Volk kämpfen? Die Armee wird dieß nicht thun, diese Tochter des Volkes, welche das Brod des Landmannes ißt, den Wein des Winzers trinkt. Es werden noch die königlichen Haustruppen übrig bleiben, die privilegirten Corps, die Schweizer, die Musketiere, kaum fünf- oder sechstausend Mann! Was wird diese Handvoll Pygmäen ausrichten, wenn das Volk wie ein Riese sich erheben wird?"

„So erhebe es sich, so erhebe es sich!" riefen mehrere Stimmen.

„Ja, ja, an's Werk!" rief Marat.

„Junger Mann, ich habe Sie noch nicht um Rath gefragt," sagte Balsamo kalt.

„Diesen Aufruhr der Massen," fuhr er fort, „diese Empörung der Schwachen, stark geworden durch ihre Zahl gegen den vereinzelten Mächtigen, würden minder tüchtige, minder reife, minder erfahrene Geister unverzüglich hervorrufen, und selbst mit einer Leichtigkeit erwirken, die mich erschreckt; allein ich habe nachgedacht, ich habe studirt. Ich habe mich unter das Volk gemischt, und es, mit seinen Kleidern angethan, mit seiner Beharrlichkeit, mit seiner Plumpheit, die ich borgte, so nahe gesehen, daß ich ein Theil des Volkes wurde: Ich kenne es also jetzt. Ich werde mich also hinsichtlich

seiner nicht täuschen. Es ist stark, aber unwissend; es ist reizbar, aber ohne Groll; kurz, es ist zum Aufruhre noch nicht reif, so, wie ich ihn verstehe, so, wie ich ihn will. Es fehlt ihm der Unterricht, der ihm die Ereignisse aus dem doppelten Gesichtspunkte des Beispieles und des Nutzens weiset; es fehlt ihm das Gedächtniß seiner eigenen Erfahrung. „Es gleichet jenen kecken jungen Leuten, die ich in Deutschland bei öffentlichen Festen eifrig zum Gipfel einen Schiffsmastes emporklettern sah, den der Amtmann mit einem Schinken und mit einem silbernen Becher hatte zieren lassen; die Gluth der Wünsche beseelte sie, und sie machten den Weg mit überraschender Schnelligkeit; allein, am Ziele angekommen, als es sich darum handelte, einen Arm auszustrecken, und den Preis zu ergreifen, schwand ihre Kraft; sie rutschten ganz herab, unter dem Hohngelächter der Menge. „Das erstemal begegnete es ihnen so, wie ich es Euch so eben sagte; das zweitemal schonten sie ihre Kräfte und ihren Athem; aber da sie zu viel Zeit brauchten, scheiterten sie an der Langsamkeit; endlich, das dritte Mal, wählten sie die Mitte zwischen der Hast und der Langsamkeit, und dießmal gelang es ihnen. Dieß ist der Plan, den ich brüte. Versuche, immer Versuche, die, unaufhörlich, dem Ziele nähern, bis zu dem Tage, da das unfehlbare Gelingen uns gestatten wird, es zu erreichen.“

Balsamo hörte auf, zu sprechen, und indem er aufhörte, schaute er auf seine Zuhörer hin, in denen alle Leidenschaften der Jugend und der Unerfahrenheit gährten.

„Sprechen Sie, Bruder,“ sagte er zu Marat, der ungeduldiger als Alle sich bewegte.

„Ich werde kurz seyn,“ sagte er; „die Versuche schläfern die Völker ein, wenn sie sie nicht entmuthigen. Die Versuche . . . das ist die Theorie des Herrn von Rousseau, des Bürgers von Genf, des großen Dichters, aber eines langsamen und schüchternen Geistes, eines unnützen Bürgers, welchen Plato aus seiner Republik verjagt hätte! Warten! immer warten! Seit der Emancipation der Gemeinden, seit der Empörung der Maillotins *), seit sieben Jahrhunderten wartet Ihr! Zählet die Generationen, welche wartend gestorben sind, und waget es noch, zum Wahlspruche der Zukunft das fatale Wort zu nehmen: Wartet! Herr Rousseau spricht zu uns von Opposition, wie man sie im großen Jahrhunderte machte, wie sie bei den Marquisen und zu den Füßen des Königs, Molière mit seinen Comödien, Boileau mit seinen Satyren, und Lafontaine mit seinen Fabeln machten. „Eine armselige und gebrechliche Opposition, welche die Sache der Menschheit nicht Fußbreit vorwärts gebracht hat. Die kleinen Kinder tragen jene verschleierten Theorien vor, ohne sie zu verstehen, und schlafen ein, indem sie dieselben vortragen. Auch Rabelais hat Politik nach Eurem Schlage getrieben; aber bei dieser Politik lacht man, und bessert sich nicht. Habet Ihr wohl seit dreihundert Jahren einen einzigen Mißbrauch entfernen sehen? Genug Dichter! Genug Theoretiker! Werke, Handlungen! Wir überliefern seit

*) Maillotins hießen aufrührische und mit Streithämmern bewaffnete Truppen unter Karl VI. D. Ü.

dreihundert Jahren Frankreich der Medicin; es ist Zeit, daß auch die Chirurgie daran komme, das Scalpiermesser und die Säge in der Hand. Die Staatsgesellschaft ist vom Brande ergriffen; halten wir den Brand mit dem Eisen auf. Jener kann warten, der vom Tische geht, um sich auf einen weichen Teppich zu legen, von dem er die Rosenblätter durch seine Sclaven wegblasen läßt, denn der befriedigte Magen theilt dem Gehirne kitzelnde Dünste mit, die es ergötzen und beseligen; aber der Hunger, aber das Elend, aber die Verzweiflung, sättigen sich nicht, erleichtern sich nicht, trösten sich nicht mit Strophen, mit Sentenzen und gereimten Mährchen. Sie stoßen in ihren schweren Leiden laute Schreie aus; taub ist, wer diese Wehklagen nicht hört; verflucht, der ihnen nicht abhilft! Eine Empörung, sollte sie auch unterdrückt werden, wird die Geister mehr aufklären, als tausend Jahre von Lehren, mehr als drei Jahrhunderte von Beispielen; sie wird die Könige aufklären, wenn sie dieselben nicht stürzet; das ist viel, das ist genug!"

Ein schmeichelhaftes Murmeln entschlüpfte einigen Lippen.

„Wo sind unsere Feinde?" fuhr Marat fort; „über uns; sie bewachen das Thor der Paläste, sie umgeben die Stufen des Thrones: auf diesem Throne ist das Palladium, das sie mit größeren Sorgen und Befürchtungen bewachen, als es die Trojaner thaten. Dieses Palladium, welches sie allmächtig, reich, insolent macht, ist das Königthum. Zu diesem Königthume kann man nur über den Leib derjenigen gelangen, die es bewachen,

wie man zum General nur gelangen kann, indem man die Bataillone niederwirft, die ihn beschützen. Wohlan, viele Bataillone sind zu Boden gestreckt worden, erzählt uns die Geschichte, viele Generale wurden gefangen, von Darius bis zum Könige Johann, von Regulus bis zu Duguesclin. „Werfen wir die Garde nieder, wir werden zum Idole gelangen; führen wir die Streiche zunächst gegen die Schildwachen, dann werden wir sie gegen das Oberhaupt führen. Gegen die Hofschranzen, die Adeligen, die Aristocraten, wende sich der erste Angriff, gegen die Könige der letzte. Zählet die privilegirten Köpfe: kaum zweimalhunderttausend: lustwandelnd, ein schneidendes Stäbchen in der Hand, in jenem schönen Garten, den man Frankreich nennt, und schlaget jene zweimalhunderttausend Köpfe ab, wie es Tarquinius mit den Mohnköpfen von Latium machte, und Alles ist abgethan, und Ihr werdet nur mehr zwei Gewalten, einander gegenüberstehend, haben: Volk und Königthum. Dann mag das Königthum dieses Sinnbild, mit dem Volke zu kämpfen versuchen, mit diesem Riesen, und Ihr werdet sehen. Wenn die Zwerge einen Koloß umstürzen wollen, beginnen sie mit dem Piedestale; wenn die Holzhauer eine Eiche fällen wollen, legen sie die Axt an den Fuß derselben. Holzhauer, Holzhauer! laßt uns die Axt nehmen, greifen wir die Eiche bei ihren Wurzeln an, und die antike Eiche mit der stolzen Stirne wird alsogleich den Sand küßen."

„Und, auf Euch stürzend, Euch zermalmen, wie Pygmäen, Unglücklicher!" rief Balsamo mit donnernder Stimme aus. „Ah! Sie machen sich über die Dichter

her, und sprechen in Metaphern, welche poetischer und haltloser sind, als die ihrigen! Bruder, Bruder!" fuhr er fort, zu Marat sich wendend, „Sie haben diese Phrasen, ich sag's Ihnen, aus irgend einem Romane genommen, den Sie in Ihrer Dachstube ausarbeiten."

Marat erröthete.

„Wissen Sie, was eine Revolution ist?" sprach Balsamo weiter; „ich habe ihrer zweihundert gesehen, und kann es Ihnen sagen. Ich habe jene des alten Egypten gesehen, ich habe jene von Assyrien, ich habe die Revolutionen von Griechenland, jene von Rom, jene in den letzten Zeiten des römischen Reiches gesehen. Ich habe jene des Mittelalters gesehen, wo die Völker sich aufeinander stürzten, der Orient auf den Occident, der Occident auf den Orient, und sich ermordeten, ohne sich zu verstehen. Seit jener der Hirtenkönige bis auf unsere Zeiten, gab es vielleicht hundert Revolutionen. Und eben erst beklagtet Ihr Euch, Sclaven zu seyn. Die Revolutionen nützen also nichts. Warum? Deßhalb, weil alle Jene, welche die Revolutionen machten, vom nämlichen Schwindel ergriffen waren: sie beeilten sich. Beeilt sich Gott, der bei den Revolutionen der Welt den Vorsitz führt, wie der Geist bei den Revolutionen der Menschen an der Spitze steht? „Stürzet die Eiche nieder, stürzet sie nieder!" schreiet Ihr, und berechnet nicht, daß die Eiche, die eine Secunde braucht, um zu fallen, in ihrem Sturze eine eben so große Strecke bedeckt, als ein in Galopp gesetztes Pferd in dreißig Secunden durchlaufen würde. Nun aber wären Jene, welche die Eiche fällten, da sie nicht Zeit hatten, dem

unvorhergesehenen Sturze auszuweichen, verloren, zerschmettert, vernichtet, unter dem ungeheuren Astwerke. Dieß wollet Ihr, nicht wahr? Von mir werdet Ihr es nicht erhalten. Wie Gott, wußte ich zwanzig, dreißig, vierzig Menschenalter zu leben. Wie Gott, bin ich ewig. Wie Gott, werde ich geduldig seyn. Ich trage mein Geschick, das Eure, jenes der Welt, in meiner hohlen Hand. Niemand wird mich dahin bringen, diese Hand, voll von donnernden Wahrheiten, zu öffnen, ohne meine Einwilligung, sie zu öffnen. Sie birgt den Blitzstrahl, ich weiß es; wohlan, der Blitzstrahl wird darin verweilen, wie in der allmächtigen Hand Gottes. Meine Herren, meine Herren, verlassen wir diese allzu erhabenen Höhen, und schweben wir wieder auf die Erde herab. Meine Herren, ich sage es Euch einfach und mit Ueberzeugung, es ist noch nicht Zeit: der König, welcher regiert, ist ein letzter Wiederschein des großen Königs, den das Volk noch verehrt, und es liegt in dieser schwindenden Majestät etwas noch zur Genüge Blendendes, um die Blitze Eurer kleinen Rachegefühle in der Schwebe zu halten. Dieser ist geborener König, er wird als König sterben: seine Race ist insolent, aber rein. Seinen Ursprung könnet Ihr auf seiner Stirne lesen, in einer Geberde, in seiner Stimme. Dieser wird immer der König seyn. Enthaupten wir ihn, und es wird geschehen, was bei Carl I. geschah; seine Henker werden ihm zu Füßen fallen, und die Höflinge seines Unglückes, wie Lord Capet, das Beil küßen, welches ihrem Gebieter den Kopf abschlug. Nun aber, meine Herren, hat England, wie Ihr Alle es wisset, sich beeilt.

König Carl **I.** ist freilich auf dem Schaffote gestorben, aber König Carl **II.**, sein Sohn, auf dem Throne gestorben. Wartet, wartet, meine Herren, denn die Zeiten gestalten sich jetzt günstig. Ihr wollet die Lilien vernichten. Unser gemeinsamer Wahlspruch lautet: **Lilia pedibus destrue.** Doch nicht eine einzige Wurzel gewähre der Blume des heiligen Ludwig die Hoffnung, wieder aufzublühen. Ihr wollet das Königthum vernichten! Damit das Königthum auf immer vernichtet sey, muß sein Blendwerk wie seine Wesenheit geschwächt werden. Ihr wollet das Königthum vernichten! Wartet, bis das Königthum kein Priesterthum mehr ist, sondern ein Amt; bis es nicht mehr in einem Tempel, sondern in einer Bude ausgeübt wird. Nun aber geht das, was das Heiligste im Königthume ist, nämlich die legitime Uebertragung des seit Jahrhunderten von Gott und den Völkern autorisirten Thrones, auf immer verloren! Höret, höret! diese unüberwindliche, diese unüberschreitbare, zwischen uns gemeine Leute und jene gleichsam göttliche Wesen gezogene Schranke, diese Grenze, welche die Völker nie zu überschreiten wagten, und die man die Legitimität nennt, dieses wie ein Leuchtthurm glänzende Wort, und welches bis jetzt das Königthum vor dem Schiffbruche bewahrt hat, dieses Wort wird bei dem Wehen des geheimnißvollen Verhängnisses verklingen. Die Dauphine, nach Frankreich berufen, um die Race der Könige fortzupflanzen durch die Vermischung mit kaiserlichem Blute, seit einem Jahre mit dem Erben des Thrones von Frankreich vermählt . . . nähert Euch, meine Herren, den ich fürchte, es

möchte der Laut meiner Worte über Euern Kreis hinausdringen."

„Nun denn?" fragten die sechs Oberhäupter ängstlich.

„Nun denn, meine Herren, die Dauphine ist noch Jungfrau!"

Ein Unheil verkündendes Gemurmel, das alle Könige der Welt in die Flucht gejagt hätte, so viel haßsüchtige Freude und Rachetriumph enthielt es, entschlüpfte wie ein tödtlicher Dunst diesem engen Kreise von sechs Köpfen, die sich beinahe berührten, überragt von jenem Balsamo's, der von seiner Erhöhung herab sich über sie neigte.

„Bei dieser Lage der Dinge," fuhr Balsamo fort, „bieten sich zwei Hypothesen dar, Beide gleichmäßig unserer Sache günstig. Die erste besteht darin, daß die Dauphine unfruchtbar bleibt, und dann erlöscht die Race, die Zukunft bringt unsern Freunden weder Kämpfe, noch Schwierigkeiten, noch Unruhen. Es wird mit dieser zum voraus für den Tod bezeichneten Race sich ereignen, was in Frankreich jederzeit sich ereignete, wenn drei Könige sich folgten; was sich bei den Söhnen Philipps des Schönen, bei Ludwig dem Hartnäckigen, Philipp dem Langen und Carl IV. sich ereignete, die ohne Nachkommenschaft starben, nachdem sie alle Drei regiert hatten; was den drei Söhnen Heinrich's II. begegnete: Franz II., Carl IX. und Heinrich III., die ohne Nachkommenschaft starben, nachdem sie alle Drei regiert hatten. Wie sie, werden der Herr Dauphin, der Herr Graf von Provence und der Herr Graf von Artois, alle Drei, regieren, und kinderlos sterben, wie die An-

dern gestorben sind; dieß ist das Gebot des Schicksals. Dann, wie, nach Carl IV., dem Letzten des Stammes der Capetinger, Philipp VI. von Valois gekommen ist, ein Seitenerbe der vorhergehenden Könige; wie, nach Heinrich III., dem Letzten aus dem Geschlechte der Valois, Heinrich IV. von Bourbon, Seitenerbe des vorhergehenden Stammes, gekommen ist, wird nach dem Grafen von Artois, der in dem Buche des Schicksales als der Letzte der Könige von der älteren Linie eingetragen steht, vielleicht irgend ein Cromwell oder irgend ein Wilhelm von Oranien kommen, der entweder dem Stamme oder der natürlichen Ordnung der Erbfolge fremd ist. Dieß ist das Ergebniß der ersten Hypothese. Die zweite ist, daß die Frau Dauphine nicht unfruchtbar bleibt. Und dieß ist die Falle, in welche unsere Feinde sich stürzen werden, in dem Wahne, uns hineinzuwerfen. O! wenn die Dauphine nicht unfruchtbar bleibt, wenn die Dauphine Mutter wird, dann, wenn Alle am Hofe sich freuen, und das Königthum in Frankreich festgewurzelt halten werden, werden auch wir uns freuen, denn wir werden ein so schreckliches Geheimniß besitzen, daß kein Blendwerk, keine Anstrengungen, gegen die Verbrechen ausreichen werden, die dieses Geheimniß in sich fassen wird, bei den Mißgeschicken, die für die zukünftige Königin aus dieser Fruchtbarkeit hervorgehen werden; denn diesen Erben, welchen sie dem Throne geben wird, werden wir leicht illegitim machen, denn diese Fruchtbarkeit werden wir leicht für ehebrecherisch erklären, so zwar, daß diesem erkünstelten Glücke gegenüber, das ihnen der Himmel verliehen zu haben scheinen

wird, die Unfruchtbarkeit eine Wohlthat Gottes gewesen wäre. Dieß ist die Ursache, warum ich zurückhalte, meine Herren; dieß endlich ist die Ursache, warum ich es für unnütz erachte, die Volksleidenschaften jetzt schon zu entfesseln, die ich wirksamer verwenden werde, wenn die Zeit wird gekommen seyn. Nun, meine Herren, kennet Ihr die Arbeit dieses Jahres; Ihr sehet die Fortschritte unserer Minen. Ueberzeuget Euch also, daß es uns nur gelingen wird mit dem Geiste und Muthe der Einen, welche die Augen und das Gehirn seyn werden, nur mit der Beharrlichkeit und Mühe der Andern, der Repräsentanten der Arme, nur mit dem Vertrauen und der Ergebenheit wieder Anderer, die das Herz seyn werden. Durchdringet Euch vorzüglich mit jener Nothwendigkeit eines blinden Gehorsames, welcher macht, daß selbst Euer Oberhaupt dem Willen der Ordensstatuten an dem Tage sich aufopfern wird, am welchem die Statuten es fordern werden. Somit, meine Herren und vielgeliebte Brüder, würde ich die Sitzung aufheben, wenn ich nicht noch ein Gutes zu thun, ein Uebel zu bezeichnen hätte. Der große Schriftsteller, der diesen Abend zu uns gekommen ist, und einer von den Unserigen ohne den unzeitigen Eifer von einem unserer Brüder geworden wäre, der diese schüchterne Seele erschreckte, dieser große Schriftsteller, sagen wir, hat in mitten unserer Versammlung Recht behalten, und ich beklage es als ein Unglück, daß ein Fremder vor einer Majorität von Brüdern Recht behielt, welche unsere Bestimmungen schlecht, und unsern Zweck gar nicht kennen. Rousseau, mit den Sophismen seiner Bücher

über die Wahrheiten unserer Bücher triumphirend, stellt einen Grundfehler dar, den ich mit Eisen und Feuer vertilgen würde, hegte ich nicht noch die Hoffnung, ihn durch Ueberredung zu heilen. Die Eigenliebe eines unserer Brüder hat sich auf eine ärgerliche Weise bethätiget. Er veranlaßte unsere Niederlage in der Erörterung; kein ähnlicher Fall wird sich mehr ereignen, hoff' ich, oder ich müßte meine Zuflucht zu den Mitteln der Disciplin nehmen. Nun, meine Herren, verbreitet den Glauben durch die Milde der Ueberredung; flößet ihn ein, dringet ihn nicht auf; treibet ihn nicht in widerstrebende Gemüther mit Schlägel- und Axtstreichen, wie es die Inquisitoren mit den Henkerkeilen machen. Erinnert Euch, daß wir nur groß seyn werden, wenn wir zuvor als gut erkannt wurden, und daß man uns nicht als gut erkennen wird, bevor wir nicht besser erscheinen, als Alles, was uns umgiebt; gedenket auch, daß die Großen, die Guten und die Besseren unter uns, ohne die Wissenschaft, die Kunst und den Glauben nichts sind, nichts endlich neben jenen, welche Gott mit einem besonderen Gepräge bezeichnet hat, um den Menschen zu gebieten, und ein Reich zu regieren. Meine Herren, die Sitzung ist aufgehoben."

Nachdem Balsamo diese Worte gesprochen hatte, bedeckte er sein Haupt, und hüllte sich in seinen Mantel. Jeder von den Eingeweihten entfernte sich dann der Reihe nach, allein und schwiegsam, um keinen Argwohn zu erregen.

# Einhundertundviertes Kapitel.

## Der Leib und die Seele.

Der Letzte, bei dem Meister Gebliebene, war Marat, der Wundarzt. Er näherte sich demüthig und sehr blaß dem schrecklichen Redner, dessen Gewalt unbeschränkt war.

„Meister," fragte er, „hab' ich wirklich einen Fehler begangen?"

„Einen großen, mein Herr," antwortete Balsamo, „und was noch schlimmer ist: Sie glauben nicht, ihn begangen zu haben."

„Wohlan, ja, ich gesteh's, nicht nur glaub' ich nicht, einen Fehler begangen zu haben, sondern ich glaube sogar, daß ich sprach, wie sich's gebührte."

„Hochmuth! Hochmuth!" murmelte Balsamo; „Hochmuth, zerstörender Dämon! Die Menschen bekämpfen das Fieber in den Adern des Kranken, die Pest in den Wässern und in den Lüften; aber sie lassen den Hochmuth in ihren Herzen so tiefe Wurzeln schlagen, daß sie ihn nicht mehr auszurotten vermögen."

„O! Meister," versetzte Marat, „Sie hegen eine sehr traurige Meinung von mir. Bin ich denn wirklich so wenig, daß ich unter meinem Mitmenschen nicht zählen kann? Hab' ich die Frucht meiner Arbeiten so schlecht geerntet, daß ich unfähig bin, ein Wort zu reden, ohne der Unwissenheit beschuldigt zu werden? Bin ich denn ein so lauer Eingeweihter, daß man meine Ueberzeugung verdächtiget? Spräche auch sonst nichts für mich, so existire ich wenigstens durch die Ergebenheit für die heilige Sache des Volkes."

„Mein Herr," entgegnete Balsamo, „da das Princip des Guten in Ihnen noch mit jenem des Bösen ringt, welches, wie mir scheint, einst die Oberhand gewinnen wird, werde ich versuchen, Sie von diesen Fehlern zu reinigen. Wenn es mir gelingen soll, wenn der Hochmuth nicht bereits jedes andere Gefühl in Ihnen verdrängt hat, wird es in einer Stunde mir gelingen."

„In einer Stunde?" fragte Marat.

„Ja. Wollen Sie mir diese Stunde bewilligen?"

„Gewiß."

„Wo werde ich Sie sehen?"

„Meister, mir geziemt es, Sie bei dem Rendez-vous aufzusuchen, welches Sie Ihrem Diener gütigst bestimmen werden."

„Wohlan," sagte Balsamo, „ich werde zu Ihnen kommen."

„Geben Sie auf die Verpflichtung Acht, die Sie übernehmen, Meister; ich bewohne eine Mansarde, Straße des Cordeliers. Eine Mansarde, Sie hören," sagte Marat mit einer Affectation stolzer Einfachheit, mit einer Prahlerei mit Armuth, welche Balsamo nicht entging, „während Sie . . ."

„Während ich? . . ."

„Während Sie, wie man sagt, einen Palast bewohnen."

Dieser zuckte die Achseln, wie es ein Riese thäte, der von der Höhe seiner Gestalt herab, den Zorn eines Zwerges messen wollte.

„Nun denn, meinetwegen, mein Herr," erwiederte er, „ich werde Sie in Ihrer Mansarde besuchen."

„Wann, mein Herr?"

„Morgen."

„Zu welcher Stunde?"

„Morgens."

„Vernehmen Sie, daß ich mit Tagesanbruche in meinen anatomischen Saal, und von da in's Spital gehe."

„Ganz gut, das ist mir eben recht. Ich würde Sie gebeten haben, mich hinzuführen, wenn Sie es mir nicht angetragen hätten."

„Sie hören, frühzeitig. Ich schlafe wenig," äußerte Marat.

„Und ich schlafe gar nicht," antwortete Balsamo. „Mit Tagesanbruche also."

„Ich werde Sie erwarten."

„Hierauf trennten sie sich, denn sie waren zur Hausthüre gekommen, die eben so düster und eben so einsam im Momente ihres Fortgehens sich zeigte, als sie bevölkert und lärmend im Momente ihres Eintrittes gewesen war. Balsamo wendete sich links, und verschwand rasch. Marat ahmte ihm nach, indem er sich mit seinen langen Spindelbeinen rechtshin zog. Balsamo war pünktlich: am andern Tage um sechs Uhr Morgens, klopfte er an die Thüre des Treppenabsatzes, welcher, der Mittelpunkt eines langen Corridors, in dem man sechs Thüren erblickte, das letzte Stockwerk eines alten Hauses in der Straße des Cordeliers bildete. Marat hatte, wie man wohl sah, Alles in Bereitschaft gesetzt, um seinen erhabenen Gast würdiger zu empfangen. Das ärmliche Bett von Nußbaumholz, der Schrank mit dem hölzernen Aufsatze, erglänzten vor Reinlichkeit unter dem

wollenen Lumpen einer Wirthschafterin, die auf diesen wurmstichigen Möbeln ihre Arme abmühte. Marat selbst lieh dieser Frau einen thätigen Beistand, und gab frisches Wasser in einem kleinen blauen Fayencetopfe den blassen und verkümmerten Blumen, der Hauptzierde der Mansarde. Er hielt noch einen Wischlappen von Linnen unter dem Arme, was andeutete, daß er sich mit den Blumen erst beschäftigte, nachdem er zuvor noch die Möbel gefegt hatte. Da der Schlüssel an der Thüre stak, und Balsamo eingetreten war, ohne zu klopfen, überraschte er Marat bei dieser Beschäftigung. Marat erröthete bei dem Anblicke des Meisters weit mehr, als es einem ächten Stoiker geziemte.

„Sie sehen, mein Herr," sagte er, indem er den verrätherischen Wischlappen auf eine duckmäuserige Art hinter einen Vorhang warf, „ich bin Wirthschafter, und helfe dieser guten Frau. Ich wähle die Arbeit, was vielleicht nicht von einem guten Plebejer, aber eben so wenig völlig von einem vornehmen Seigneur zeugt."

„Sie zeugt von einem jungen armen Manne, welcher die Reinlichkeit liebt," erwiederte Balsamo gelassen, „weiter nichts. Sind Sie bald bereit, mein Herr? Sie wissen, daß meine Augenblicke gezählt sind."

„Ich ziehe meinen Rock an, mein Herr . . . Frau Grivette, meinen Rock . . . Sie ist meine Pförtnerin, mein Herr; sie ist mein Kammerdiener, sie ist meine Köchin, sie ist mein Intendant, und kostet mir einen Thaler monatlich."

„Ich lobe die Oeconomie," äußerte Balsamo; „sie ist der Reichthum der Armen, sie ist die Weisheit der Reichen."

„Meinen Hut, meinen Stock," sagte Marat.

„Strecken Sie die Hand aus," sagte Balsamo; „hier ist Ihr Hut, und ohne Zweifel ist jener Stock, der neben Ihrem Hute sich befindet, der Ihrige."

„O! verzeihen Sie, mein Herr, ich bin ganz verwirrt."

„Sind Sie bereit?"

„Ja, mein Herr; meine Uhr, Frau Grivette."

Frau Grivette wendete sich hin und her, antwortete aber nicht.

„Sie brauchen keine Uhr, mein Herr, um in den anatomischen Saal und in das Spital zu gehen; man fände sie vielleicht lange Zeit nicht, und dieß würde uns aufhalten."

„Ich halte jedoch viel auf meine Uhr, mein Herr, die vortrefflich ist, und welche ich durch vieles Sparen erkauft habe."

„Während Ihrer Abwesenheit wird Frau Grivette sie suchen," bemerkte Balsamo mit einem Lächeln, „und wenn sie gut sucht, wird sie bis zu Ihrer Heimkehr wieder gefunden seyn."

„O! gewiß," sagte Frau Grivette, „wird sie wieder gefunden seyn, wenn anders der Herr sie nicht irgendwo gelassen hat; hier geht nichts verloren."

„Sie sehen wohl," sagte Balsamo. „Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie!"

Marat wagte nicht zu verweilen, und folgte Balsamo fortwährend brummend. Als sie vor der Thüre waren, fragte Balsamo: „Wohin gehen wir zunächst?"

„In den anatomischen Saal, wenn Sie wollen, Mei-

ster; ich habe dort ein Subjekt bezeichnet, das heute Nacht an einer heftigen Hirnhautentzündung hat sterben müssen; ich will Beobachtungen über sein Gehirn anstellen, und möchte nicht, daß meine Kameraden es mir nähmen."

„Gehen wir also in den anatomischen Saal, Herr Marat."

„Um so mehr, als er nur einige Schritte von hier ist, der anatomische Saal an das Spital stößt, und wir nur ein- und ausgehen; Sie können sogar vor der Thüre auf mich warten."

„Im Gegentheile, ich wünsche mit Ihnen hineinzugehen; Sie werden mir Ihre Meinung über das Subjekt sagen."

„Als es ein Leib war, mein Herr?"

„Nein, seitdem es ein Leichnam ist."

„Holla! nehmen Sie sich in Acht," erwiederte Marat lächelnd; „ich werde einen Vortheil über Sie gewinnen können, denn ich kenne diesen Theil meines Berufsgeschäftes, und ich bin, wie man sagt, ein ziemlich geschickter Zergliederer."

„Hochmuth, Hochmuth, immer Hochmuth," murmelte Balsamo.

„Was sagen Sie?" fragte Marat.

„Ich sage, daß wir dieß sehen werden, mein Herr," antwortete Balsamo. „Gehen wir hinein."

Marat trat zuerst in den engen Gang, der zu dem anatomischen Saale führte, welcher am Ende der Straße Hautefeuille lag. Balsamo folgte ihm ohne Zögern bis in den langen und schmalen Saal, wo man, auf einem marmornen Tische ausgestreckt, zwei Leichname erblickte,

einen weiblichen und einen männlichen. Die Frauensperson war jung gestorben. Der Mann war alt und kahl; ein schlechtes Leichentuch verhüllte ihre Leiber, und ließ ihre Gesichter zur Hälfte entblößt. Beide lagen nebeneinander auf diesem eisigen Bette; sie, welche auf dieser Welt sich vielleicht nie sahen, und deren Seelen nun in der Ewigkeit wandelten, mochten sehr erstaunt seyn, ihre sterblichen Hüllen in einer solchen Nachbarschaft zu erblicken. Mit einer einzigen Bewegung hob Marat das grobe Leinen auf, welches die beiden Unglücklichen bedeckte, die der Tod vor dem Scalpiermesser des Wundarztes gleich gemacht hatte, und warf es bei Seite. Die beiden Leichen waren nackt.

„Widert Sie der Anblick der Todten nicht an?“ fragte Marat mit seiner gewöhnlichen Prahlerei.

„Er betrübt mich,“ antwortete Balsamo.

„Gewohnheitsfehler!“ sagte Marat. „Ich, der ich dieses Schauspiel alle Tage sehe, empfinde weder Traurigkeit noch Ekel. Wir Aerzte, sehen Sie, leben mit den Todten, und unterbrechen ihretwegen keine von den Verrichtungen unsers Lebens.“

„Dieß ist ein trauriges Privilegium Eures Berufes, mein Herr.“

„Und dann,“ fügte Marat bei, „warum sollte ich mich betrüben, oder warum Ekel empfinden? Im ersteren Falle hab' ich die Ueberlegung, im zweiten die Gewohnheit.“

„Erklären Sie mir Ihre Ideen,“ erwiederte Balsamo, „ich begreife sie schlecht. Zuvörderst die Ueberlegung.“

„Meinetwegen. Warum sollte ich erschrecken? Warum

ster; ich habe dort ein Subjekt bezeichnet, das heute Nacht an einer heftigen Hirnhautentzündung hat sterben müssen; ich will Beobachtungen über sein Gehirn anstellen, und möchte nicht, daß meine Kameraden es mir nähmen."

„Gehen wir also in den anatomischen Saal, Herr Marat."

„Um so mehr, als er nur einige Schritte von hier ist, der anatomische Saal an das Spital stoßt, und wir nur ein- und ausgehen; Sie können sogar vor der Thüre auf mich warten."

„Im Gegentheile, ich wünsche mit Ihnen hineinzugehen; Sie werden mir Ihre Meinung über das Subjekt sagen."

„Als es ein Leib war, mein Herr?"

„Nein, seitdem es ein Leichnam ist."

„Holla! nehmen Sie sich in Acht," erwiederte Marat lächelnd; „ich werde einen Vortheil über Sie gewinnen können, denn ich kenne diesen Theil meines Berufsgeschäftes, und ich bin, wie man sagt, ein ziemlich geschickter Zergliederer."

„Hochmuth, Hochmuth, immer Hochmuth," murmelte Balsamo.

„Was sagen Sie?" fragte Marat.

„Ich sage, daß wir dieß sehen werden, mein Herr," antwortete Balsamo. „Gehen wir hinein."

Marat trat zuerst in den engen Gang, der zu dem anatomischen Saale führte, welcher am Ende der Straße Hautefeuille lag. Balsamo folgte ihm ohne Zögern bis in den langen und schmalen Saal, wo man, auf einem marmornen Tische ausgestreckt, zwei Leichname erblickte,

einen weiblichen und einen männlichen. Die Frauensperson war jung gestorben. Der Mann war alt und kahl; ein schlechtes Leichentuch verhüllte ihre Leiber, und ließ ihre Gesichter zur Hälfte entblößt. Beide lagen nebeneinander auf diesem eisigen Bette; sie, welche auf dieser Welt sich vielleicht nie sahen, und deren Seelen nun in der Ewigkeit wandelten, mochten sehr erstaunt seyn, ihre sterblichen Hüllen in einer solchen Nachbarschaft zu erblicken. Mit einer einzigen Bewegung hob Marat das grobe Leinen auf, welches die beiden Unglücklichen bedeckte, die der Tod vor dem Scalpiermesser des Wundarztes gleich gemacht hatte, und warf es bei Seite. Die beiden Leichen waren nackt.

„Widert Sie der Anblick der Todten nicht an?“ fragte Marat mit seiner gewöhnlichen Prahlerei.

„Er betrübt mich,“ antwortete Balsamo.

„Gewohnheitsfehler!“ sagte Marat. „Ich, der ich dieses Schauspiel alle Tage sehe, empfinde weder Traurigkeit noch Ekel. Wir Aerzte, sehen Sie, leben mit den Todten, und unterbrechen ihretwegen keine von den Verrichtungen unsers Lebens.“

„Dieß ist ein trauriges Privilegium Eures Berufes, mein Herr.“

„Und dann,“ fügte Marat bei, „warum sollte ich mich betrüben, oder warum Ekel empfinden? Im ersteren Falle hab' ich die Ueberlegung, im zweiten die Gewohnheit.“

„Erklären Sie mir Ihre Ideen,“ erwiederte Balsamo, „ich begreife sie schlecht. Zuvörderst die Ueberlegung.“

„Meinetwegen. Warum sollte ich erschrecken? Warum

ster; ich habe dort ein Subjekt bezeichnet, das heute Nacht an einer heftigen Hirnhautentzündung hat sterben müssen; ich will Beobachtungen über sein Gehirn anstellen, und möchte nicht, daß meine Kameraden es mir nähmen."

„Gehen wir also in den anatomischen Saal, Herr Marat."

„Um so mehr, als er nur einige Schritte von hier ist, der anatomische Saal an das Spital stößt, und wir nur ein- und ausgehen; Sie können sogar vor der Thüre auf mich warten."

„Im Gegentheile, ich wünsche mit Ihnen hineinzugehen; Sie werden mir Ihre Meinung über das Subjekt sagen."

„Als es ein Leib war, mein Herr?"

„Nein, seitdem es ein Leichnam ist."

„Holla! nehmen Sie sich in Acht," erwiederte Marat lächelnd; „ich werde einen Vortheil über Sie gewinnen können, denn ich kenne diesen Theil meines Berufsgeschäftes, und ich bin, wie man sagt, ein ziemlich geschickter Zergliederer."

„Hochmuth, Hochmuth, immer Hochmuth," murmelte Balsamo.

„Was sagen Sie?" fragte Marat.

„Ich sage, daß wir dieß sehen werden, mein Herr," antwortete Balsamo. „Gehen wir hinein."

Marat trat zuerst in den engen Gang, der zu dem anatomischen Saale führte, welcher am Ende der Straße Hautefeuille lag. Balsamo folgte ihm ohne Zögern bis in den langen und schmalen Saal, wo man, auf einem marmornen Tische ausgestreckt, zwei Leichname erblickte,

einen weiblichen und einen männlichen. Die Frauensperson war jung gestorben. Der Mann war alt und kahl; ein schlechtes Leichentuch verhüllte ihre Leiber, und ließ ihre Gesichter zur Hälfte entblößt. Beide lagen nebeneinander auf diesem eisigen Bette; sie, welche auf dieser Welt sich vielleicht nie sahen, und deren Seelen nun in der Ewigkeit wandelten, mochten sehr erstaunt seyn, ihre sterblichen Hüllen in einer solchen Nachbarschaft zu erblicken. Mit einer einzigen Bewegung hob Marat das grobe Leinen auf, welches die beiden Unglücklichen bedeckte, die der Tod vor dem Scalpiermesser des Wundarztes gleich gemacht hatte, und warf es bei Seite. Die beiden Leichen waren nackt.

„Widert Sie der Anblick der Todten nicht an?" fragte Marat mit seiner gewöhnlichen Prahlerei.

„Er betrübt mich," antwortete Balsamo.

„Gewohnheitsfehler!" sagte Marat. „Ich, der ich dieses Schauspiel alle Tage sehe, empfinde weder Traurigkeit noch Ekel. Wir Aerzte, sehen Sie, leben mit den Todten, und unterbrechen ihretwegen keine von den Verrichtungen unsers Lebens."

„Dieß ist ein trauriges Privilegium Eures Berufes, mein Herr."

„Und dann," fügte Marat bei, „warum sollte ich mich betrüben, oder warum Ekel empfinden? Im ersteren Falle hab' ich die Ueberlegung, im zweiten die Gewohnheit."

„Erklären Sie mir Ihre Ideen," erwiederte Balsamo, „ich begreife sie schlecht. Zuvörderst die Ueberlegung."

„Meinetwegen. Warum sollte ich erschrecken? Warum

ster; ich habe dort ein Subjekt bezeichnet, das heute Nacht an einer heftigen Hirnhautentzündung hat sterben müssen; ich will Beobachtungen über sein Gehirn anstellen, und möchte nicht, daß meine Kameraden es mir nähmen."

„Gehen wir also in den anatomischen Saal, Herr Marat."

„Um so mehr, als er nur einige Schritte von hier ist, der anatomische Saal an das Spital stoßt, und wir nur ein- und ausgehen; Sie können sogar vor der Thüre auf mich warten."

„Im Gegentheile, ich wünsche mit Ihnen hineinzugehen; Sie werden mir Ihre Meinung über das Subjekt sagen."

„Als es ein Leib war, mein Herr?"

„Nein, seitdem es ein Leichnam ist."

„Holla! nehmen Sie sich in Acht," erwiederte Marat lächelnd; „ich werde einen Vortheil über Sie gewinnen können, denn ich kenne diesen Theil meines Berufsgeschäftes, und ich bin, wie man sagt, ein ziemlich geschickter Zergliederer."

„Hochmuth, Hochmuth, immer Hochmuth," murmelte Balsamo.

„Was sagen Sie?" fragte Marat.

„Ich sage, daß wir dieß sehen werden, mein Herr," antwortete Balsamo. „Gehen wir hinein."

Marat trat zuerst in den engen Gang, der zu dem anatomischen Saale führte, welcher am Ende der Straße Hautefeuille lag. Balsamo folgte ihm ohne Zögern bis in den langen und schmalen Saal, wo man, auf einem marmornen Tische ausgestreckt, zwei Leichname erblickte,

einen weiblichen und einen männlichen. Die Frauensperson war jung gestorben. Der Mann war alt und kahl; ein schlechtes Leichentuch verhüllte ihre Leiber, und ließ ihre Gesichter zur Hälfte entblößt. Beide lagen nebeneinander auf diesem eisigen Bette; sie, welche auf dieser Welt sich vielleicht nie sahen, und deren Seelen nun in der Ewigkeit wandelten, mochten sehr erstaunt seyn, ihre sterblichen Hüllen in einer solchen Nachbarschaft zu erblicken. Mit einer einzigen Bewegung hob Marat das grobe Leinen auf, welches die beiden Unglücklichen bedeckte, die der Tod vor dem Scalpiermesser des Wundarztes gleich gemacht hatte, und warf es bei Seite. Die beiden Leichen waren nackt.

„Widert Sie der Anblick der Todten nicht an?“ fragte Marat mit seiner gewöhnlichen Prahlerei.

„Er betrübt mich,“ antwortete Balsamo.

„Gewohnheitsfehler!“ sagte Marat. „Ich, der ich dieses Schauspiel alle Tage sehe, empfinde weder Traurigkeit noch Ekel. Wir Aerzte, sehen Sie, leben mit den Todten, und unterbrechen ihretwegen keine von den Verrichtungen unsers Lebens.“

„Dieß ist ein trauriges Privilegium Eures Berufes, mein Herr.“

„Und dann,“ fügte Marat bei, „warum sollte ich mich betrüben, oder warum Ekel empfinden? Im ersteren Falle hab' ich die Ueberlegung, im zweiten die Gewohnheit.“

„Erklären Sie mir Ihre Ideen,“ erwiederte Balsamo, „ich begreife sie schlecht. Zuvörderst die Ueberlegung.“

„Meinetwegen. Warum sollte ich erschrecken? Warum

sollte ich vor einem regungslosen Leibe mich fürchten, vor einer Bildsäule, die von Fleisch ist, anstatt von Stein, von Marmor oder von Granit zu seyn?"

„In der That, es ist nichts in einem Leichname, nicht wahr?"

„Nichts, durchaus nichts."

„Sie glauben dieß?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Aber in einem lebendigen Körper?"

„In ihm ist die Bewegung," antwortete Marat mit stolzer Zuversicht.

„Und die Seele; Sie sprechen nicht davon, mein Herr."

„Ich habe sie niemals in den Leichen gesehen, die ich mit meinem Scalpiermesser durchwühlte."

„Weil Sie nur Leichname durchwühlten."

„O! doch, mein Herr; ich habe viel an lebenden Körpern operirt."

„Und Sie haben mehr nicht in ihnen gefunden, als in den Leichen?"

„Allerdings; ich habe den Schmerz gefunden; ist es der Schmerz; den Sie die Seele nennen?"

„Sie glauben also nicht daran?"

„An was?"

„An die Seele."

„Ich glaube daran, weil es mir frei steht, sie die Bewegung zu nennen, wenn ich will."

„Das ist sehr gut; Sie glauben an die Seele; das ist Alles, was ich von Ihnen verlangte; es thut mir wohl, daß Sie daran glauben."

„Einen Augenblick, mein Meister; verständigen wir uns, und vorzüglich übertreiben wir nicht," sagte Marat

mit seinem viperartigen Lächeln. „Wir Aerzte sind ein wenig Materialisten.“

„Diese Leiber sind sehr kalt,“ sagte Balsamo träumerisch, „und diese Frau war sehr schön.“

„Ja wohl.“

„Gewiß ist eine schöne Seele in diesem schönen Leibe gewesen.“

„Ah! hier liegt der Irrthum desjenigen, der sie schuf. Eine schöne Scheide, eine häßliche Klinge. Dieser Leib, mein Meister, war der Leib einer liederlichen Metze, die aus Saint-Lazare gekommen war, als sie an einer Hirnentzündung im Hôtel-Dieu starb. Ihre Chronik ist lang, und nicht wenig scandalös. Wenn Sie Seele die Bewegung nennen, welche dieses Geschöpf handeln machte, werden Sie unsern Seelen Unrecht thun, die von gleicher Wesenheit seyn sollen, weil sie aus gleicher Quelle entspringen.“

„Eine Seele, die man hätte heilen sollen,“ sagte Balsamo, „und die aus Mangel des einzigen Arztes, der unentbehrlich ist, eines Arztes der Seele, zu Grunde ging.“

„Ach! ach! mein Meister, das ist wieder eine von Ihren Theorien. Es giebt nur für die Körper Aerzte,“ versetzte Marat mit einem bitteren Lächeln. „Und, sehen Sie, Meister, es schwebt Ihnen da eine Aeußerung auf den Lippen, welche Molière oft in seinen Lustspielen angebracht hat, und diese Aeußerung machte Sie lachen.“

„Nein,“ sagte Balsamo, „Sie irren sich, und können nicht wissen, worüber ich lächle. Was wir vorläufig schließen, besteht darin, nicht wahr, daß diese Leichname leer sind?“

„Und unempfindlich,“ antwortete Marat, indem

den Kopf der jungen Frauensperson aufhob, und ihn wieder polternd niederfallen ließ, ohne daß der Leib sich auch nur rührte oder zitterte.

„Sehr wohl," sagte Balsamo; „gehen wir jetzt in das Spital hinüber."

„Einen Augenblick, Meister, nicht eher, ich bitte Sie, bis ich vom Rumpfe diesen Kopf getrennt habe, nach welchem es mir sehr gelüstet, und welcher der Sitz einer sehr merkwürdigen Krankheit war. Sie erlauben?"

„Ohne Umstände," erwiederte Balsamo.

Marat öffnete sein Besteck, zog ein Schnittmesser daraus hervor, und hob in einem Winkel einen dicken hölzernen, ganz mit Blutflecken getüpfelten Schlegel auf.

Dann machte er mit geübter Hand einen kreisförmigen Einschnitt, der alles Fleisch und alle Muskeln vom Halse trennte; hernach schob er, bei den Knochen angekommen, sein Schnittmesser zwischen zwei Gelenke der Wirbelsäule, und that mit dem Schlägel einen kräftigen und raschen Schlag darauf.

Der Kopf rollte auf den Tisch, und vom Tische auf den Boden; Marat war genöthiget, ihn mit seinen feuchten Händen wieder aufzufassen.

Balsamo wendete sich ab, um dem Triumphator nicht allzu viel Freude zu gönnen.

„Eines Tages," sagte Marat, der den Meister auf einer Schwäche zu ertappen glaubte, „wird irgend ein Philosoph mit dem Tode sich beschäftigen, wie die Andern mit dem Leben sich beschäftigen, wird eine Maschine erfinden, die den Kopf auf einen einzigen Streich abschlagen, und die Vernichtung zu einer augenblicklichen machen wird, was keine von den andern Todesarten

bewirkt: das Rädern, das Viertheilen und das Hängen sind Hinrichtungsarten, welche sich für barbarische Völker eignen', und nicht für civilisirte Völker. Eine aufgeklärte Nation, wie Frankreich, soll strafen, und nicht sich rächen. Denn die Staatsgesellschaft, welche rädert, welche hängt, welche viertheilt, rächt sich an dem Verbrecher durch das Leiden, bevor sie ihn durch den Tod bestraft, was nach meiner Meinung um die Hälfte zu viel ist."

„Und auch nach der meinigen, mein Herr. Aber wie stellen Sie sich diese Maschine vor?"

„Ich stelle mir eine Maschine vor, kalt und unempfindsam, wie das Gesetz selbst; der mit dem Vollzuge der Strafe beauftragte Mann, kann bei dem Anblicke seines Nebenmenschen ergriffen werden, und bisweilen einen Fehlstreich führen, wie es bei Chalais und dem Herzoge von Montmouth der Fall war. Dieß geschähe nicht bei einer aus zwei Armen von Eichenholz bestehenden Maschine, die, zum Beispiele, ein Beilmesser in Bewegung setzen würde."

„Und glauben Sie, mein Herr, daß, weil dieses Beilmesser mit der Schnelligkeit des Blitzes zwischen der Base des Hinterhauptes und den Mönchskappenmuskeln durchführe, der Tod augenblicklich und der Schmerz rasch seyn würde?"

„Der Tod würde ohne Widerrede augenblicklich seyn, weil das Eisen mit einem einzigen Schlage die Nerven durchschnitte, welche die Bewegung vermitteln. Der Schmerz wäre rasch, weil das Eisen das Gehirn, diesen Sitz der Empfindungen, von dem Herzen, diesem Mittelpunkte des Lebens, trennen würde."

„Mein Herr," sagte Balsamo, „die Todesstrafe der Enthauptung besteht in Deutschland."

„Ja, aber vermittelst des Schwertes, und, wie ich Ihnen bemerkte, die Hand des Menschen kann zittern."

„Eine solche Maschine giebt es in Italien; eine Vorrichtung von Eichenholz setzt sie in Bewegung, und man nennt sie die Mannaja."

„Nun denn?"

„Nun denn, mein Herr, ich sah durch den Henker enthauptete Verbrecher ohne Kopf von dem Stuhle aufstehen, auf dem sie saßen, und zehn Schritte weit von da fortwankend zu Boden fallen. Ich hob Köpfe auf, die an den Fuß der Mannaja rollten, wie dieser Kopf, den Sie bei den Haaren halten, vorhin über jenen Marmortisch hinabrollte, und sah, als ich einem solchen Kopfe den Taufnamen in's Ohr sagte, den er lebend führte, seine Augen sich wieder öffnen, und in ihrer Höhle sich wenden, indem sie zu sehen suchten, wer von der Erde aus während dieses Ueberganges von der Zeit in die Ewigkeit ihnen gerufen habe."

„Nervenbewegung, weiter nichts."

„Sind die Nerven nicht die Organe der Empfindung?"

„Was schließen Sie daraus, mein Herr?"

„Ich schließe, daß es besser wäre, wenn der Mensch, anstatt über eine Maschine nachzusinnen, die tödten sollte, um zu strafen, ein Mittel suchen würde, zu strafen ohne zu tödten. Jene Staatsgesellschaft wird die beste und aufgeklärteste aller Staatsgesellschaften seyn, glauben Sie mir, die dieses Mittel wird gefunden haben."

„Wieder Utopien! immer Utopien!" sagte Marat.

„Dießmal haben Sie vielleicht Recht," erwiederte

Balsamo; „die Zeit wird uns aufklären... Sprachen Sie nicht vom Spitale?... Gehen wir hin!"

„Gehen wir!" sagte Marat.

Und er hüllte den Kopf der jungen Frauensperson in sein Taschentuch, dessen vier Zipfel er sorgfältig knüpfte.

„Jetzt weiß ich wenigstens gewiß," äußerte Marat fortgehend, „daß meine Kameraden nur bekommen werden, was ich übrig gelassen habe."

Man schlug den Weg nach dem Hôtel=Dieu ein; der Träumer und der Arzt gingen nebeneinander.

„Sie haben diesen Kopf sehr kaltblütig und sehr geschickt abgeschnitten, mein Herr," sagte Balsamo; „ist Ihre Gemüthsbewegung minder, wenn es sich um Lebendige handelt, als bei den Todten? Ergreift das Leiden Sie mehr, als die Unbeweglichkeit? Sind Sie mitleidiger gegen Leiber, als gegen Leichen?"

„Nein, denn dieß wäre ein Fehler, ein Fehler, wie jener, welchen der Henker begeht, der einem Eindrucke zugänglich ist. Man tödtet einen Menschen eben so gut, wenn man ihm den Schenkel schlecht abnimmt, als wenn man ihm den Kopf schlecht abhauet. Ein guter Wundarzt soll mit seiner Hand operiren, und nicht mit seinem Herzen, obgleich er in seinem Herzen wohl weiß, daß er für ein augenblickliches Leiden Jahre des Lebens und der Gesundheit giebt. Dieß ist die schöne Seite unseres Berufes, Meister."

„Ja, mein Herr; aber bei den Lebendigen werden Sie die Seele finden, hoff' ich?"

„Ja, wenn Sie meiner Ansicht beistimmen, daß die Seele die Bewegung oder die Empfindungsfähigkeit ist, ja, gewiß, ich finde sie, und sogar sehr belästigend, denn

sie tödtet mehr Kranke, als mein Scalpiermesser ihrer tödtet."

Man war an die Schwelle des Hôtel=Dieu gekommen. Sie traten in das Spital. Bald konnte, von Marat geführt, der seine unheimliche Bürde nicht abgelegt hatte, Balsamo in den Operationssaal treten, der vom Oberwundarzte und von den wundärztlichen Zöglingen besetzt war. Die Krankenwärter hatten soeben einen jungen Menschen gebracht, den in der vorigen Woche ein schwerer Wagen niederstieß, dessen Rad ihm den Fuß zerschmetterte. Eine erste Operation, in der Eile an dem schmerzerstarrten Gliede vorgenommen, hatte nicht genügt, das Uebel rasch sich entwickelt, das Abnehmen des Beines dringend gemacht. Dieser auf das Angstlager hingestreckte Unglückliche, schaute mit einem Schrecken, welcher Tiger gerührt hätte, diese Bande von Gierigen an, die den Augenblick seiner Marter, vielleicht seines Todeskampfes, erlauerten, um die Wissenschaft des Lebens zu studiren, dieses wunderbare Phänomen, hinter dem das düstere Phänomen des Todes sich verbirgt. Er schien Jeden von den Wundärzten, von den Zöglingen und Krankenwärtern, um einen Trost, ein Lächeln, eine Liebkosung zu bitten; aber er begegnete überall mit seinem Herzen nur der Gleichgültigkeit, mit seinen Augen nur dem Stahle. Ein Rest von Muth und Stolz machte ihn stumm. Er bewahrte alle seine Kräfte für die Schreie auf, welche der Schmerz ihm bald entreißen sollte. Als er jedoch auf seiner Schulter die gefällige Hand des Wärters lasten, als er von den Armen der Gehilfen, wie von den Schlangen Laocoons, sich umschlingen fühlte, als er die Stimme des Opera=

teur sagen hörte: „Muth!“ wagte der Unglückliche, das Schweigen zu brechen, und mit klagender Stimme zu fragen: „Werde ich viel leiden?“

„Ei, nein, seyen Sie unbesorgt,“ antwortete Marat mit einem falschen Lächeln, das liebkosend für den Kranken, ironisch für Balsamo war.

Marat sah, daß Balsamo ihn verstanden hatte; er näherte sich ihm, und sagte ganz leise: „Das ist eine furchtbare Operation; der Knochen ist voll Sprünge und bedauerlich empfindlich. Er wird sterben, nicht am Uebel, aber am Schmerze; dieß wird der Nutzen seyn, den diesem Lebendigen seine Seele verschafft.“

„Warum operiren Sie ihn dann? Warum lassen Sie ihn nicht ruhig sterben?“

„Weil es die Pflicht des Wundarztes ist, die Heilung zu versuchen, selbst wenn die Heilung ihm unmöglich dünkt.“

„Und Sie sagen, daß er leiden wird?“

„Entsetzlich.“

„Durch die Schuld seiner Seele?“

„Durch die Schuld seiner Seele, die für seinen Leib zu zart ist.“

„Warum wirken Sie dann nicht auf die Seele? Die Ruhe der Einen wäre vielleicht die Heilung des Andern.“

„Dieß that ich auch so eben,“ antwortete Marat, „während man fortfuhr, den Kranken zu binden.“

„Sie haben seine Seele vorbereitet?“

„Ja.“

„Auf welche Art?“

„Wie man es thut, durch die Worte. Ich sprach

zur Seele, zur Intelligenz, zur Empfindungsfähigkeit, zu der Sache, die den griechischen Philosophen zu sagen veranlaßte: „„Schmerz, du bist kein Uebel;““ ich führte die der Lage angemessene Sprache: Sie werden nicht leiden. Es ist nun Sache der Seele, nicht zu leiden; dieß geht sie an. Das bis jetzt bekannte Mittel, was die Angelegenheiten der Seele betrifft, ist . . . die Lüge! Warum ist aber auch diese verteufelte Seele an den Leib gebunden! Als ich vorhin jenen Kopf abschnitt, sagte der Leib nichts. Die Operation war doch bedeutend. Doch was wollen Sie? die Bewegung hatte aufgehört, das Empfindungsvermögen war erloschen, die Seele entflohen, wie Ihr Spiritualisten saget. Dieß ist die Ursache, warum dieser Kopf, den ich abschnitt, nichts sprach, warum jener Leib, den ich enthauptete, mich gewähren ließ, während dieser Leib, den die Seele noch, freilich nur auf kurze Zeit, bewohnt, aber denn doch bewohnt, in einem Augenblicke furchtbare Schreie ausstoßen wird. Verstopfen Sie Ihre Ohren, Meister, verstopfen Sie dieselben, Sie, der Sie für diese Verwandtschaft zwischen den Seelen und Leibern stimmen, die jedenfalls so lange Ihre Theorie vernichten wird, bis es Ihrer Theorie gelingen mag, den Leib von der Seele zu scheiden.“

„Und Sie glauben, daß man niemals zu dieser Scheidung gelangen werde?“

„Versuchen Sie es,“ erwiederte Marat, „die Gelegenheit ist günstig.“

„Nun denn, ja, Sie haben Recht,“ sagte Basalmo, „die Gelegenheit ist günstig, und ich versuche es.“

„Ja, versuchen Sie es.“

„Ja.“

„Wie so?“

„Ich will nicht, daß dieser junge Mensch leide; er interessirt mich.“

„Sie sind ein berühmtes Oberhaupt,“ versetzte Marat, „aber Sie sind weder Gott der Vater, noch Gott der Sohn, und Sie werden diesen Burschen da nicht zu leiden verhindern.“

„Und würden Sie, wenn er nicht litte, an seine Heilung glauben?“

„Sie wäre wahrscheinlicher, aber nicht sicher.“

Balsamo warf auf Marat einen unaussprechlichen Triumphblick, stellte sich vor den jungen Menschen hin, dessen bestürzte Augen bereits die Herzensbeklemmungen des Schreckens verriethen, und sprach, nicht bloß mit seinem Munde, sondern auch mit seinem Blicke, mit seinem Willen, mit der ganzen Wärme seines Blutes, mit dem ganzen Fluidum seines Leibes: „Schlafen Sie!“

In diesem Momente begann der Oberwundarzt den kranken Schenkel zu betasten, und die Zöglinge auf die Intensität des Uebels aufmerksam zu machen.

Aber auf diesen Befehl Balsamo's, wankte der junge Mensch, der sich aufgesetzt hatte, einen Augenblick in den Armen der Gehilfen, sein Kopf neigte sich, seine Augen schlossen sich.

„Es wird ihm übel,“ sagte Marat.

„Nein, mein Herr.“

„Sehen Sie denn nicht, daß er das Bewußtseyn verliert?“

„Nein, er schläft.“

„Wie, er schläft?“

„Ja."

Jeder wendete sich zu dem fremden Arzte, den man für einen Wahnsinnigen hielt.

Ein Lächeln der Ungläubigkeit zuckte über Marat's Lippen.

„Pflegt man während der Ohnmacht zu sprechen?" fragte Balsamo.

„Nein."

„Wohlan, fragen Sie ihn, und er wird Ihnen antworten."

„He! junger Mensch!" schrie Marat.

„O! Sie brauchen nicht so laut zu schreien," äußerte Balsamo; „sprechen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Sprache."

„Sagen Sie uns doch ein wenig, was Ihnen fehlt."

„Man hat mir zu schlafen befohlen, und ich schlafe," antwortete der Kranke. Die Stimme war vollkommen ruhig, und bildete einen sonderbaren Contrast mit der Stimme, die man einige Augenblicke früher gehört hatte. Alle Anwesenden schauten sich an.

„Jetzt binden Sie ihn los," sagte Balsamo.

„Unmöglich," erwiederte der Oberwundarzt, „eine einzige Bewegung, und die Operation kann mißlingen."

„Er wird sich nicht rühren."

„Wer bürgt mir dafür?"

„Ich, und dann er. Fragen Sie ihn nur."

„Kann man Sie frei lassen, mein Freund?"

„Man kann es."

„Und versprechen Sie, sich nicht zu rühren?"

„Ich verspreche es, wenn Sie es mir gebieten."

„Ich gebiete es Ihnen."

„Meiner Treue," sagte der Oberwundarzt, „Sie spre-

chen mit einer solchen Zuversicht, mein Herr, daß ich versucht bin, die Probe zu machen."

„Thun Sie es, und fürchten Sie nichts."

„Binden Sie ihn los," sagte der Oberwundarzt.

Die Gehilfen gehorchten.

Balsamo trat zum Kopfpfühle.

„Von nun an," sagte er, „rühren Sie sich nicht mehr, bis ich es Ihnen gebiete."

Eine auf einem Grabmale liegende Bildsäule, hätte nicht unbeweglicher seyn können, als es der Kranke nach dieser Einschärfung wurde.

„Nun operiren Sie, mein Herr," äußerte Balsamo, „der Kranke ist völlig bereit."

Der Wundarzt nahm sein Schnittmesser, doch in dem Momente, sich desselben zu bedienen, zögerte er.

„Schneiden Sie, mein Herr, schneiden Sie, sag' ich Ihnen," fuhr Balsamo mit der Miene eines begeisterten Propheten fort. Dieser, beherrscht wie Marat, wie der Kranke, wie Jedermann, näherte den Stahl dem Fleische. Das Fleisch quatschte, doch der Kranke stieß keinen Seufzer aus, machte keine Bewegung.

„Aus welcher Heimath sind Sie, mein Freund?" fragte Balsamo.

„Ich bin ein Bretagner, mein Herr," antwortete der Kranke lächelnd.

„Und Sie lieben Ihre Heimath?"

„O! mein Herr, sie ist so schön!"

Der Wundarzt machte indessen die kreisförmigen Einschnitte, mittelst welcher man bei den Amputationen den Knochen bloßzulegen beginnt.

„Waren Sie jung, als Sie es verließen?" fragte Balsamo.

„Ich war zehn Jahre alt, mein Herr.“

Die Einschnitte waren gemacht, der Wundarzt näherte die Säge dem Knochen.

„Mein Freund,“ sagte Balsamo, „singen Sie mir doch jenes Lied, welches die Salzsieder von Batz singen, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerke Abends nach Hause kehren. Ich erinnere mich nur mehr an den ersten Vers:

„Meinem Salz, mit Schaum bedecket . . .“

Die Säge drang in den Knochen.

Doch auf Balsamo's Einladung lächelte der Kranke, und begann melodisch, langsam, begeistert zu singen, wie ein Liebender oder wie ein Dichter:

„Meinem Salz, mit Schaum bedecket,
Himmelblauem See entgohr'n,
Meinem Herd', torfrauchgelecket,
Honigbrod von Heidekorn;

Weib und Vater, ihm, dem Greise,
Kindern, welche Liebe ruft,
Und dem Grab', wo Mutter leise
Schlummert unter Ginsterduft:

Heil! . . . . das Tagwerk ist geschehen,
Und da bin ich, heimgekehrt;
Nach der Müh' soll's lustig gehen,
Wie's nach Trennung Lieb' begehrt.“

Das Bein fiel auf das Lager, während der Kranke noch sang.

(Ende des zehnten Theiles.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Memoiren eines Arztes

Bd.: 10

Augsburg (1848)

P.o.gall. 664 w-7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090621-8